

Niederdeutsches Wort

KLEINE BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN MUNDART-
UND NAMENKUNDE

herausgegeben von
WILLIAM FOERSTE

Band 5 · Heft 1/2
1965



VERLAG ASCHENDORFF · MÜNSTER

Das NIEDERDEUTSCHE WORT erscheint als Organ des Westfälischen Wörterbuch- und Flurnamenarchivs in Münster (Westfalen) mit Unterstützung des Westfälischen Heimatbundes und des Seminars für Niederdeutsche und Niederländische Philologie der Universität Münster jährlich in zwei Heften von insgesamt etwa 100 Seiten

BEITRÄGE, Zusendungen von Veröffentlichungen zur Anzeige im Rahmen der *Chronik* und alle das *Niederdeutsche Wort* betreffenden Anfragen und Mitteilungen sind zu richten an den Herausgeber Prof. Dr. W. FOERSTE, Münster (Westf.), Domplatz 20

© Aschendorf, Münster Westfalen, 1966 · Printed in Germany.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen und tontechnischen Wiedergabe und die der Übersetzung, vorbehalten

Aschendorfsche Buchdruckerei, Münster Westf., 1966

Inhalt des 5. Bandes (1965)

WILLIAM FOERSTE	Niederdeutsche Bezeichnungen des Kettengliedes (mit einer Faltkarte)	51
	I. Zur Vorgeschichte der Kette bei den Ger- manen	51
	Die 'Fessel'-Wörter des Gotischen . . .	51
	Fessel und Kette im Westgermanischen	57
	wgerm. * <i>rakanja</i>	58
	nordsee germ. <i>klüstar</i>	61
	nordsee germ. <i>cosp.</i>	63
	wgerm. <i>lanna</i>	64
	<i>Kette</i>	67
	II. Westniederdeutsche Synonymik des Ketten- gliedes	69
	<i>Lenk</i>	69
	<i>Schalm</i>	73
	<i>Schaken Schakel</i>	79
	<i>Maosche</i>	84
	<i>Fack Faok</i>	86
	<i>Lidd Ledd Glied</i>	95
	<i>Koot</i>	99
	<i>Glood Kloos</i>	101
	<i>Es(ke)</i>	103
	Sonstige Bezeichnungen	103
	III. Wortgeographie	105
	Zur Wortkarte: Seltenheiten und Mehrfach- meldungen	108
	Zwei Etymologien: Fitze und Klops	110
	<i>Fitze</i>	110
	<i>Klops</i>	111
GERHARD ISING	Ausgleichsvorgänge bei der Herausbildung des schriftsprachlichen deutschen Wortschatzes (mit 18 Karten)	1
FELIX WORTMANN	Die Osnabrücker Mundart (mit 15 Karten) . .	21

Ausgleichsvorgänge bei der Herausbildung des schriftsprachlichen deutschen Wortschatzes*

(mit 18 Karten)

Überblickt man die deutsche sprachgeschichtliche Forschung seit den Tagen Jacob Grimms, so kann man feststellen, daß trotz aller Neuansätze in den Fragestellungen bestimmte traditionelle Deutungen und Wertungen mit einer gewissen Beharrlichkeit immer wieder unbefragt übernommen wurden. So ist es weithin üblich, die über die Entstehung eines einheitlichen grammatischen Systems gewonnenen Erkenntnisse ohne weiteres auf die Sprache als Ganzes, also auch auf ihre sinntragenden Elemente, den Wortschatz, zu übertragen – bietet doch der Wortschatz mit seiner unvergleichlich größeren Fülle der Erscheinungen allzu leicht die Möglichkeit, für nahezu jede der auf anderen Gebieten gezogenen Schlußfolgerungen eine Reihe von Beispielen anzuführen. Es ist jedoch zu fragen, ob bei einem Integrationsvorgang wie der Entstehung einer nationalen Hochsprache für die verschiedenen Bereiche der Sprache notwendig die gleichen Aussagen gelten müssen – eine Frage, die schon vom theoretischen Gesichtspunkt her wegen des unterschiedlichen Systemcharakters der verschiedenen Bereiche zu verneinen ist.

Die historische Wortforschung sieht sich besonderen methodischen Schwierigkeiten gegenübergestellt, wenn sie sich bemüht auch ihrerseits den Schritt zu einer systematischen wie auch systemgebundenen Betrachtungsweise zu gehen. Die Fülle der Erscheinungen beim Wortschatz korrespondiert mit der Offenheit des sprachlichen Systems, das hier weithin keinen funktionell-formalen Charakter hat wie im lautlich-morphologischen Bereich, sondern auf objektive und subjektive Wirklichkeiten bezogen ist. Das Bezeichnete und das Bezeichnende sind in gleicher Weise historischen Veränderungen unterworfen. Während der Erforscher gegenwärtiger Sprachzustände von bekannten Sprachinhalten ausgehen und den zugehörigen Wortvorrat durch Befragung in seinen

* Vortrag, gehalten am 24. 8. 1965 auf dem III. Internationalen Germanistenkongreß zu Amsterdam.

mannigfachen geographischen, sprachsoziologischen und stilistischen Abstufungen ermitteln kann, sieht sich die historische Wortforschung vor der Notwendigkeit, die Sprachinhalte erst durch Textinterpretation zu ermitteln. Bei dieser Aufgabe hat man zunächst verweilt; sie führte zu den großen historischen Wörterbüchern, die von den sprachlichen Zeichen als gegebenen Grundeinheiten ausgingen und neben den lautlich-flexivischen Veränderungen des Zeichens selbst vor allem die Wandlungen des Bezeichneten in den Bedeutungsangaben darstellten. Die strukturelle Gliederung des Wortvorrats kann sich jedoch nur erschließen, wenn es gelingt, historische Texte auch nach ihrer Wortwahl zu befragen.

Unter diesem Gesichtspunkt stellt sich die Frage neu, in welcher Weise sich der sprachliche Integrationsprozeß bei der Ausbildung eines einheitlichen nationalsprachlichen Wortschatzes vollzog. Auf die Dauer kann es nicht befriedigen, diesen Vorgang von den heutigen Mundarten her ein halbes Jahrtausend nach rückwärts zu projizieren, ohne die verschiedenen Gattungen der schriftlichen Überlieferung hierüber mit der gleichen Intensität befragt zu haben. Die spätmittelalterlichen Schriftdialekte sind keine unbestimmte Größe, sondern eine sprachliche Realität. Wohl können schreibsprachliche Regelungen im orthographisch-grammatischen Bereich das Bild der einmal gesprochenen Sprache verdecken, der überlieferte Wortschatz kann sich jedoch nur im Sinne der stilistischen Abstufung von der gesprochenen Sprache entfernen, sofern man nicht überhaupt die Verständlichkeit eines Textes für seine Zeit in Frage stellen will. Es steht außer Zweifel, daß es bereits im Mittelalter eine ausgeprägte Sprachschichtung sowohl in stilistischer wie sprachsoziologischer Hinsicht gab; sprachliche Grundschicht und gehobene Sprache gehen bei aller gegenseitigen Beeinflussung ihre eigenen Wege. Die Grundzüge der Entwicklung können sich erst erschließen, wenn nicht nur Einzelworte aufgezählt werden, die irgendwann und irgendwie aus einer Sprachlandschaft den Weg in die Schriftsprache gefunden haben, sondern wenn eine räumliche und zeitliche Festlegung dieser Vorgänge und ihre Bewertung vom Sprachganzen her möglich wird.

Der einheitliche schriftsprachliche Wortschatz bildet sich durch Aussonderung aus traditionellen, z. T. regional begrenzten Sprachmitteln heraus. Neubildungen, die von vornherein gemeinsprach-

lichen Charakter haben, spielen naturgemäß im Anfangsstadium einer Nationalsprache noch eine untergeordnete Rolle, nehmen aber mit der Festigung des sprachlichen Systems ständig zu. Die Reformationszeit mit ihrem raschen Ansteigen der Buchproduktion, der Behandlung aktueller Fragen in Flugschriften bietet hierfür zum ersten Mal die Voraussetzungen. Neubildungen Luthers wie *wetterwendisch*, *friedfertig*, *gastfrei* werden binnen kurzer Zeit im ganzen deutschen Sprachgebiet bekannt; die Wirkungsgeschichte seiner Bibelübersetzung läßt Möglichkeiten und Grenzen erkennen, die für die Verbreitung von Neubildungen in jener Zeit bestehen.

Aber das Ursprüngliche zeigt sich ja nicht nur in der Neuschöpfung sprachlicher Ausdrucksmittel, sondern auch in der neuartigen Verwendung des Vorhandenen. So greifen Tradition und Ursprünglichkeit bei den sprachlichen Ausgleichsvorgängen ineinander. Auswahl aus Vorhandenem, das bisher nur regional begrenzte Gültigkeit hatte, führt zwangsläufig bei der Entstehung einer einheitlichen Schriftsprache zu einer Neugliederung der Sinnbereiche. Was vom Einzelwort her lediglich mit klassifizierenden Kategorien wie Bedeutungserweiterung, Bedeutungsverengung u. dgl. zu fassen ist, stellt sich bei einer umfassenderen Betrachtung als Neuordnung der sprachlichen Bezeichnungen im Hinblick auf gegebene Sprachinhalte dar, die aber selbst gewissen Veränderungen unterworfen sind und nicht unabhängig von diesen Bezeichnungen existieren. In älterer Sprache galten die Gegensatzpaare *stark* : *krank* und *gesund* : *siech*. Im ausgehenden 15. Jahrhundert ist *krank* in niederdeutschen Quellen östlich der Weser bereits das usuelle Gegensatzwort zu *gesund*, ohne bis dahin jedoch seinen älteren Wortsinn 'schwach, gebrechlich' aufgegeben zu haben. Luther verwendet *krank* in seiner Bibelübersetzung dem niederdeutschen Gebrauch entsprechend als Gegensatzwort zu *gesund*, gibt aber den weiten Bedeutungsbereich des Wortes auf und läßt nunmehr als usuelles Gegensatzwort von *stark* *schwach* eintreten, das früher mehr im Sinne von 'elend, schlecht' gebraucht wurde. Damit ist die Bezeichnungsgliederung des Neuhochdeutschen erreicht. Die auf hochdeutschem und wahrscheinlich auch niederdeutschem Gebiet in älterer Sprache übliche Differenzierung der Sinnbereiche 'krank' und 'schwach' ist erhalten geblieben, obwohl sie im Zuge des sprachlichen Ausgleichsprozesses vorübergehend und regional

begrenzt aufgegeben war. Als Gegensatzwort von *gesund* hat sich *siech* im Süden lange und zäh gehalten, seine Aufnahme in die Hochsprache führte zu einer Bedeutungs-differenzierung von *krank*. Eine solche Aufnahme ursprünglich gleichbedeutender regionaler Bezeichnungen in die Hochsprache ist nur möglich, wenn ihr ein Bedürfnis der Sprachgemeinschaft nach einer Spezifizierung bestimmter Sachverhalte und damit nach einer Bedeutungs-differenzierung entgegenkommt. Wortgeographische Unterschiede setzen sich auf diese Weise in Abstufungen des Wortinhalts, des Anwendungsbereichs und des Stilwerts der Wörter um, z. B. bei *Ufer* und *Gestade*, *Pferd* und *Roß*, *Tisch* und *Tafel*; das gleiche gilt von lautgeographischen Formvarianten wie *Schacht* und *Schaft*, *fett* und *feist*. In jedem einzelnen Falle wird hier zu fragen sein, wie weit schon eine völlige Ablösung des Wortgebrauchs von einer regional-umgangssprachlich bestimmten Ausdrucksweise eingetreten ist. Es gibt im ausgehenden Mittelalter wortgeographische Oppositionen bei *klimmen* und *steigen*, *tasten* und *fühlen*, *gefallen* und *behaben*, sogar bei *zimmern* und *bauen*, *weinen* und *schreien*. Eine historische Darstellung des Wortschatzes wird auf sie hinweisen müssen und zu untersuchen haben, in welcher Weise sie bei der späteren Differenzierung im Wortsinn eine Rolle gespielt haben.

Bei der Umgliederung von Wortfeldern kann man Veränderungen beobachten, die von einem meist regional begrenzten Bereich ausgehen, sich gegenseitig bedingen oder wie Kettenreaktionen eine Reihe von Veränderungen nach sich ziehen: offenbar vom Mitteldeutschen ausgehend setzt sich *Leib* als Bezeichnung für den Körper durch, verdrängt dabei einerseits *Leichnam* in dieser Bedeutung und schränkt es auf die Bezeichnung des toten Körpers ein, gibt andererseits seinen früheren Wortsinn an den substantivierten Infinitiv *Leben* ab; vom Bairischen ausgehend setzt sich *Hochzeit* als Bezeichnung des Vermählungsfestes durch, verdrängt dabei älteres *Brautlauf* ganz aus der Schriftsprache und gibt seinen früheren Wortsinn an das Lehnwort *Fest* ab. Im Laufe der wortgeschichtlichen Entwicklung kann sich sogar das Kuriosum des Bezeichnungstausches für bestimmte Sachverhalte ergeben: *Streit* gilt im klassischen Mittelhochdeutschen für den Waffenkampf, die kriegerische Auseinandersetzung, *Krieg* für das Zerwürfnis, den Wortstreit – heute ist es umgekehrt; *hantieren* bedeutet in Norddeutschland zunächst

‘Handel treiben’, *handeln* dagegen ursprünglich ‘handhaben, behandeln’.

Solche Beispiele gehen von empirischen Feststellungen aus und nicht von einer Theorie, die den Sinngehalt des Einzelwortes allein schon durch eine bestimmte Position zu den Sinnverwandten, durch die Stellung im Wortfeld bedingt sieht. Es kommt hier lediglich auf die unbestreitbare Tatsache an, daß Beziehungen zwischen den Einzelwörtern bestehen und daß ihre geschichtlichen Veränderungen nicht unabhängig voneinander erfolgen. Zusammenfassende, von Zufallsbeobachtungen freie sprachgeschichtliche Aussagen sind daher von einer rein diachronen Betrachtung des Einzelwortes her kaum möglich. Die in neuerer Zeit wiederholt erhobene Forderung, die großen historischen Wörterbücher durch Epochenwörterbücher zu ersetzen, bleibt auf halbem Wege stehen, wenn es nicht gelingt, die inhaltlichen Beziehungen zwischen den Einzelwörtern zur Geltung kommen zu lassen und die semasiologische Betrachtungsweise durch eine onomasiologische zu ergänzen.

Eine systematische Untersuchung der Wortwahl im Frühneuhochdeutschen ist auch erforderlich, um den Anteil der einzelnen deutschen Sprachlandschaften an den zu einer einheitlichen Schriftsprache führenden Ausgleichsvorgängen näher zu bestimmen. Karl v. Bahders vor 40 Jahren erschienenes Büchlein ist ohne Nachfolge geblieben; hier ist zum ersten Mal das norddeutsche Sprachgebiet als wichtiges Element in diesen Ausgleichsvorgängen erkannt worden. Dieser Tatsache kommt prinzipielle Bedeutung zu, da gerade hier eindeutig im Bereich des grammatischen Systems eine Überschichtung von Süden her erfolgte.

Einige Kartenbilder mögen den Einfluß des norddeutschen Sprachgebiets auf die Herausbildung des schriftsprachlichen deutschen Wortschatzes verdeutlichen. Diese Auswahl soll in vereinfachter Form einige typische wortgeographische Lagerungen und sprachräumliche Zusammenhänge zeigen und darüber hinaus die Wortwahl in Luthers Bibelübersetzung zu der vorreformatorischen Übersetzungstradition der Bibel in Beziehung setzen. Die Tragfähigkeit dieser Materialgrundlage ist an größeren Wortmonographien geprüft¹.

¹ Zur Methodik der Materialsammlung und -auswertung vgl. Verf.: *Über die Erforschung von Ausgleichsvorgängen bei der Herausbildung des schriftsprachlichen*

Die Kartenbilder veranschaulichen die frühere Verbreitung von Wörtern, die in die Schriftsprache Eingang fanden. Das Belegmaterial wurde von der lateinischen Textvorlage her nach der Vulgata-Konkordanz gesammelt. Jedes untersuchte Sprachdenkmal ist als Kreis eingezeichnet, dem prozentualen Häufigkeitsanteil unter den synonymen Bezeichnungen entspricht die Größe des schwarzen Sektors². Kleine Kreise stellen Einzelbelege aus Übersetzungen oder Glossaren dar. Die Gesamtzahl der für die Karte verwerteten Belege ist unten links angeführt. Unten rechts wird in entsprechender Weise die Wortwahl in Luthers Bibelübersetzung dargestellt.

Die heute geläufigen Bezeichnungen für die Himmelsrichtungen sind germanischer Herkunft. Sie wurden im Spätmittelhochdeutschen jedoch durch Bezeichnungen wie *Aufgang*, *Untergang*, *Mittag*, *Mitternacht* nahezu verdrängt. Dieser Vorgang trifft die einzelnen Bezeichnungen in unterschiedlichem Maße, am stärksten wird *Süden* zurückgedrängt, am festesten hält sich *Norden*. Die Geschichte des Wortes *Süden* bietet ein aufschlußreiches Bild von den mittelalterlichen Sprachströmungen. Nachdem um 1200 die norddeutsche Form mit *n*-Ausfall bis nach Oberdeutschland vorgezogen war, setzten sich die neuen Bezeichnungen offenbar von Südosten her durch. Die Augsburger Zainerbibel von 1475 tilgt *Norden*, *Süden* usw., soweit diese Bezeichnungen noch in ihrer Vorlage standen; Luther verwendet sie nur in Zusammensetzungen wie *Nordwind*, *Südwind* u. dgl. Man hat die endgültige Durchsetzung der alten germanischen Bezeichnungen auf das Zeitalter der Entdeckungen und die Seemannssprache zurückgeführt; darüber hinaus ist jedoch die Tatsache von Bedeutung, daß im ganzen norddeutschen Sprachgebiet die südlichen Neuerungen nicht heimisch geworden sind. Daran änderte der Übergang zum Hochdeutschen im 16. Jahrhundert nichts. Die sich seit dem 16. Jahrhundert in

deutschen Wortschatzes, Forschungen u. Fortschritte 38 (1964) 240–243; die wichtigsten Quellen dieser Darstellung sind angeführt in dem Aufsatz *Zu den Tiernamen in den niederdeutschen Bibelfrühdrukken*, Jahrbuch des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung, 83 (1960) 43.

² Wo es geboten erschien, sind einzelne Quellen nach selbständiger Übersetzung und Bearbeitung in zwei Kreishälften getrennt; das gleiche gilt für im Wortschatz unterschiedliche Partien der gleichen Quelle. Für Belege, die aus Vorlagen stammen, kann eine schraffierte Fläche eintreten.

Norddeutschland festigende hochdeutsche Verkehrs- und Verwaltungssprache war ein Faktor, der den Ausgleichsprozeß im Wortschatz der entstehenden einheitlichen Sprache wesentlich mitbestimmte. Ganze Wortgruppen mit niederdeutscher Lautung erlangen gemeinsprachliche Geltung, z. B. anlautendes *d* statt hochdt. *t* in *Damm*, *Düne*, *Deich*, *düster*, oder *cht* für hochdt. *ft* in *Gerücht sacht*, *Nichte*, *Schlucht*, *echt*. Wohl gibt es im 14. und 15. Jahrhundert vor allem im Bereich der Rechtssprache schon Zeugnisse für ein Übergreifen der niederdeutschen Formen in angrenzende mitteldeutsche Gebiete, die Entscheidung für diese eigentlich niederdeutschen Wörter fällt aber erst, als sie sich in das nach Norden vordringende grammatische System des Hochdeutschen einfügen und von dorthier im 16. und 17. Jahrhundert eine zunehmende Geltung in der Sprachgemeinschaft erlangen.

Der Nord-Süd-Gegensatz im deutschen Wortschatz um 1500 zeigt mannigfache Abstufungen, aber auch auffallende Parallelen. Die wortgeographischen Abgrenzungen von *Pferd* und *Roß*, von *Ufer* und *Gestade* ähneln sehr den vorhin besprochenen Bezeichnungen der Himmelsrichtungen. Das Ostmitteldeutsche scheint noch stärker an *Roß* festzuhalten, mit ihm auch Luther. *Ufer*, das schon um 1200 im Werk Wolframs von Eschenbach auftritt, überspannt dagegen um 1500 bereits den ganzen niederdeutsch-mitteldeutschen Bereich; südlicheres *Gestade* hält sich an der Mainlinie.

Auch von einer wesentlich schmaleren Ausgangsbasis her können Neuerungen aus dem Norden in die Schriftsprache Eingang finden. *Knochen* und *krank* im heutigen Sinne wurzeln nur im nordniedersächsisch-ostfälischen Bereich, zunächst mehr nach Westen als nach Süden ausgreifend. Luther verwendet *Knochen* in seiner Bibelübersetzung ganz vereinzelt gegenüber sonstigem *Bein*, welches das Verbreitungsgebiet von *Knochen* von drei Seiten umgibt. Dagegen schließt er sich bei *krank* dem nördlichen Sprachgebrauch an.

Nord-Süd-Gegensätze anderer Art bieten die Kartenbilder von *Scheuer*/*Scheune* und *Ziege*. *Ziege* ist eine ursprünglich fränkische Bezeichnung; das auf alter gemeingermanischer Grundlage ruhende *Geiß* hält sich im Süden und auch im Nordwesten, wo der ingwäonische Zusammenhang das fränkische Wort von der Küste

abgedrängt hat³. Im frühen Mittelalter trug eine fränkische Sprachströmung *Ziege* nach Süden bis fast an die Donau heran, doch am Ausgang des Mittelalters hat ein südlicher Vorstoß wieder das Wort bis über die Mainlinie zurückgedrängt. Selbst bei Luther tritt *Geiß* vereinzelt in der ersten Pentateuch-Ausgabe von 1523 auf, wird aber später durch *Ziege* ersetzt. In lautverschobener Form gewinnt *Ziege* schon vor 1500 das ganze niederdeutsche Sprachgebiet. Von seinem fränkischen Ursprungsgebiet greift das Wort ins Ostmitteldeutsche aus, Gebietsverlust im Süden wird durch Raumgewinn im Norden wettgemacht. Das Kartenbild der heutigen deutschen Mundarten zeigt den Geltungsbereich von *Ziege* durch Synonyme wie *Hippe*, *Zicke*, *Mette* eingeschränkt. Daraus ist aber nicht zu schließen, daß die Schriftsprache das Wort aus der Lutherbibel hat. *Ziege* hatte bereits vor Luther schriftsprachliche Geltung im größeren Teil des deutschen Sprachgebiets. Das Kartenbild von *Scheuer*/*Scheune* zeigt die Verbreitung zweier Wortbildungsvarianten; südliches *Stadel* reicht bis zum Oberlauf des Mains. *Scheuer* behauptet den Westen einschließlich der Niederlande und Schwaben und greift von hier bis ins Ostmitteldeutsche aus. Luther schwankt im Gebrauch beider Varianten. Die Weser grenzt westliches *Schiüre* gegenüber östlichem, bis ins Mitteldeutsche hineinreichenden *Schiüne*, *Scheune* ab. Nach jahrhundertlangem Nebeneinander beider Varianten erlangt schließlich *Scheune* in neuerer Zeit schriftsprachlichen Mehrwert.

Das niederdeutsche Sprachgebiet bietet in vielen Fällen keine Einheit. Als wichtige Trennungslinie tritt die Weser hervor, das Gebiet beiderseits des Rheins steht den Landschaften beiderseits der Elbe gegenüber. Gegensätze dieser Art setzen sich oft ins Hochdeutsche fort, so daß sich neben der nord-südlichen Scheidung im deutschen Wortschatz auch eine ost-westliche abzeichnet. Auf eine Rückstrahlung des ostmitteldeutschen Siedlungsgebiets auf das Altland haben Forscher wie KARL V. BAHDER und WALTHER ZIESEMER hingewiesen. Man wird jedoch nicht in allen Fällen den Ausgangspunkt einer solchen wortgeographischen Lagerung im Ostmitteldeutschen suchen dürfen. FELIX SCHEIDWEILER glaubte, den Ursprung des heutigen Wortsinns von *klug* auf das Ostmittel-

³ Vgl. K. REIN: *Die Bedeutung von Tierzucht und Affekt für die Haustiernennung* (1958) 43; 45; Dt. Wörterbuch 15, 898; Dt. Wortatlas, Bd. 5.

deutsche zurückführen zu müssen, ohne jedoch das östliche niederdeutsche Sprachgebiet in seine Untersuchung einbezogen zu haben. Hier zeigt sich ein Zusammenhang von der Ostsee bis Böhmen, in Ansätzen bis Bayern. Die Bezeugung dieses Wortsinns im Nordniedersächsischen seit dem 13. Jahrhundert läßt darauf schließen, daß sich hier alte Zusammenhänge von Siedlung und Verkehr widerspiegeln⁴. Die Elbelinie und vor allem der alte Handelsweg Lübeck–Magdeburg–Erfurt sind die bindenden Elemente, die in vielen Fällen das Ostmitteldeutsche mit dem Niederdeutschen östlich der Weser vereinen. – Eine ganz ähnliche west-östliche Scheidung zeigt sich in der Übersetzungsliteratur zwischen *Verstand* und *Vernunft*, *verstehen* und *vernehmen* als Wiedergabe von *intellectus*, *intelligere*. Nach Analogie der gegenwärtigen Sprachzustände hat man geglaubt, für die vom lateinischen Begriffssystem abhängigen Bereiche der deutschen Sprache eine wortgeographische Einheit seit althochdeutscher Zeit postulieren zu können⁵. Auch im Sinnbezirk des Verstandes wird man aber mit sprachräumlichen Besonderheiten rechnen müssen: die Wortgleichungen *ratio-Vernunft*, *intellectus-Verstand* sind in westdeutscher Mystik angelegt und haben von dorthier Eingang in die neuere deutsche Sprache gefunden, die ostdeutsche Gleichung *intellectus-Vernunft* wurde aufgegeben.

Es wird schwer fallen, den Beweis dafür anzutreten, daß sich im Ostmitteldeutschen des ausgehenden Mittelalters bereits ein lexikalischer Grundbestand der neuhochdeutschen Schriftsprache zu einer sprachräumlichen Einheit ausgebildet hatte. Unter Heranziehung von Wortkarten neuerer Mundarten sind wiederholt Beispiele hierfür zusammengestellt worden, wobei jedoch der historische Zusammenhang zwischen mundartlicher Verbreitung und schriftsprachlicher Wortwahl meist im Dunkeln blieb. So hat auch WALTER HOFFMANN auf Grund der Materialien des Deutschen Wortatlas von 1939 die Aufnahme des Wortes *Schmerz* in die neuhochdeutsche Schriftsprache auf das Ostmitteldeutsche und Luther zurückführen wollen⁶. Die Übersetzungsliteratur läßt eindeutig erkennen, daß es bereits vor 1500 fast im gesamten Sprachgebiet mit Ausnahme des Nordwestens Geltung hatte.

⁴ Vgl. Verf.: *klök im Laien-Doctrinal*, Korrespondenzbl. d. Ver. f. nd. Sprachforschung 72 (1765) 14.

⁵ Vgl. J. TRIER: *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes* (1931) 141.

⁶ W. HOFFMANN: *Schmerz, Pein und Weh* (1956) 15.

Die Neuerungen aus dem Nordwesten betreffen in erster Linie den Fremdwortschatz. Hier dringt romanischer Wortschatz in großem Umfang über das Mittelniederländische ins Mittelniederdeutsche ein. In der Blütezeit höfischer Kultur im 12. und 13. Jahrhundert ging der Entlehnungsweg von Flandern, Brabant, Limburg über Köln ins Hochdeutsche; jetzt geht er von Flandern über die Ijsselstädte nach Lübeck und darüber hinaus. Die Eingliederung eines Teils dieses Fremdwortschatzes in die entstehende deutsche Schriftsprache ist ohne die niederdeutsche Zwischenstufe nicht zu erklären. *Liefiern* und *doppelt* treten in Luthers Übersetzung noch nicht auf, doch verwendet er *überlieferen* und *doppelt* in seinen übrigen Schriften. *Hast* ist ihm dagegen offenbar noch völlig fremd⁷. Alle diese Worte gewinnen später in der hochdeutschen Verkehrssprache Norddeutschlands festen Boden.

Das Kartenbild der präpositionalen Fügung *um-willen* bietet aus dem Bereich des deutschen Wortschatzes eine nordwestliche Neuerung. Die ältesten Belege für diese Fügung stammen aus dem Mittelniederländischen des 13. Jahrhunderts⁸, im Hochdeutschen entsprechen *um*, *durch*, *durch-willen*. Im 15. Jahrhundert findet sich diese Neuerung schon in ostmitteldeutschen Bibeltexten, bei Luther ist sie im Gegensatz zu den vorhergehenden Beispielen bereits ganz geläufig.

Ein sprachgeschichtlich besonders interessantes Beispiel bietet das Lehnwort *Fest*, neutr., das sich allmählich gegen älteres *hochzeit* durchsetzt und dieses auf die heute geläufige, speziellere Bedeutung 'Vermählungsfeier' einschränkt. Im Limburgischen gilt schon um 1300 *feest* als romanisches Lehnwort mit femininem Geschlecht, im 15. Jahrhundert hat es weitere Verbreitung im Niederländischen erlangt. Das neutrale Geschlecht im Deutschen spricht für eine direkte Entlehnung aus dem Lateinischen. Auffällig ist jedoch die wortgeographische Lagerung östlich der Weser. Sie wird hier zufällig durch eine sorgfältige Untersuchung der Urkundensprache gestützt und ergänzt⁹ (allerdings tritt das niederländische Ver-

⁷ Zu Geschichte und Verbreitung dieses Wortes vgl. E. ÖHMANN, Zeitschr. f. Wortforschung, N. F. 1 (1960) 161.

⁸ Prof. J. ERBEN, Innsbruck, wies in der anschließenden Diskussion auf frühe Belege dieser Fügung aus dem Ostmitteldeutschen des 13. Jhs. hin, so daß mit der Möglichkeit von Polygenese zu rechnen sei.

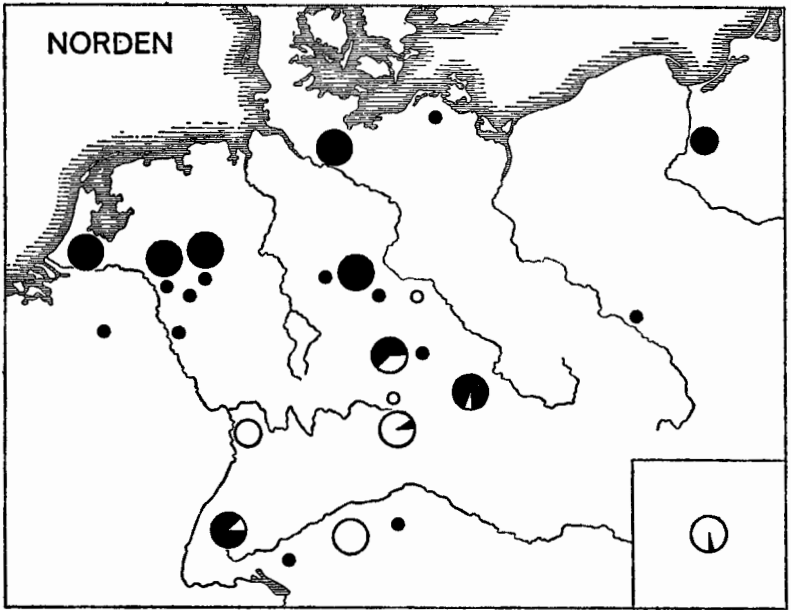
breitungsgebiet darin nicht auf). Die westfälisch-rheinischen Bibeltexte kennen das Wort nur aus ihren Vorlagen, dort hält sich *hoch-itt* in älterem Sinne und *brutloff* 'Vermählungsfeier' am längsten, die Mitte ist vom westlichen *feest*, fem., und östlichem *fest*, neutr., flankiert. Die brandenburgischen Urkundenbelege sind bei der sonst spärlichen Überlieferung aus diesem Gebiet bemerkenswert. Niederländische Siedler müssen das Wort aus Brabant dorthin mitgebracht haben, dort hatte es zuerst festen Boden in der Volkssprache; die jederorts mögliche Entlehnung aus dem Lateinischen festigte sich zuerst in diesem Gebiet und in seinem Umkreis.

Die Ausgleichsvorgänge bei der Herausbildung des schriftsprachlichen deutschen Wortschatzes vollziehen sich im Sinne eines echten Mischungsprozesses, nicht im Sinne der Übernahme eines in einer einzelnen Sprachlandschaft bereits fertig ausgebildeten Bestandes im Wortschatz. Hier bestehen grundsätzliche Unterschiede zur Vereinheitlichung im grammatischen System. Alle deutschen Sprachlandschaften einschließlich des Niederdeutschen sind an diesem Mischungs- und Ausgleichsprozeß beteiligt, ihr Anteil bedarf im einzelnen noch genauerer Untersuchung. Der zu schriftsprachlicher Höhe ausgebildete mittelniederdeutsche Dialekt greift im Wortschatz schon vor 1500 ins südlich angrenzende Gebiet aus, aber erst im 16. und 17. Jahrhundert erfolgt der Haupteinzug norddeutscher Elemente in die entstehende einheitliche deutsche Schriftsprache. Das Ostmitteldeutsche steht in mannigfachen wortgeographischen Bindungen zum östlichen Niederdeutschen, zum Westmitteldeutschen, zum Bayrischen; als isoliertes Ursprungsgebiet von Neuerungen im Wortschatz tritt es nicht mehr hervor als andere Sprachlandschaften, bietet jedoch wegen seiner wortgeographischen Verzahnung mit den Nachbargebieten besonders günstige Voraussetzungen für den Sprachausgleich. Der Umfang, in dem Luther norddeutsche und süddeutsche Elemente in seinen Wortschatz aufnimmt, läßt Rückschlüsse darauf zu, in welchem Maße hier bereits ein nicht mehr an die einzelnen spätmittelalterlichen Schriftdialekte gebundener, sondern gemeinsprachlicher Ausgleichsprozeß wirksam ist.

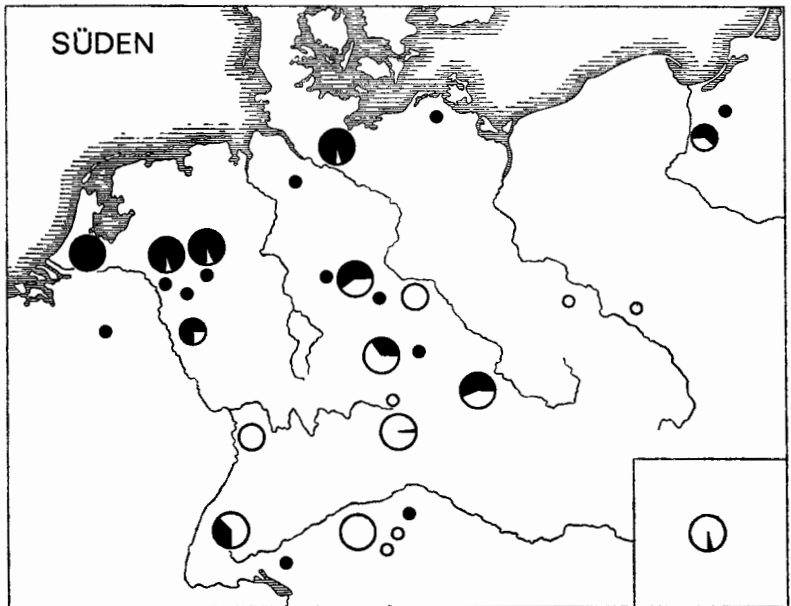
Berlin

GERHARD ISING

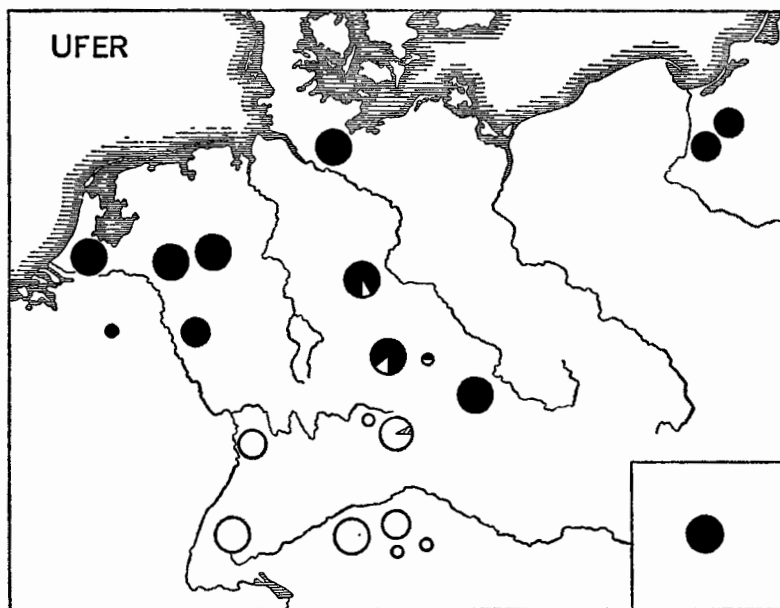
⁹ W. STEINBERG: *Studien zum deutschen Wortschatz im Bereich der Vermählung* Diss. Halle (1956), Karte 22–28.



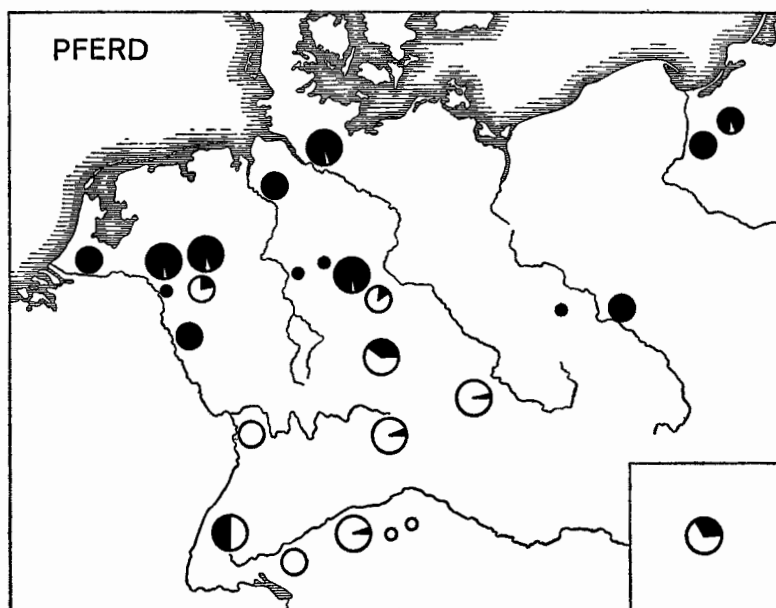
1135



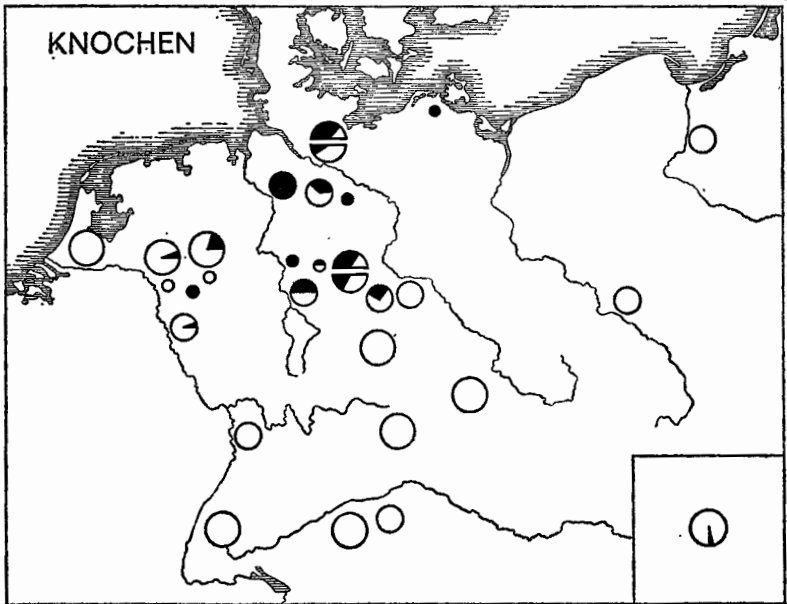
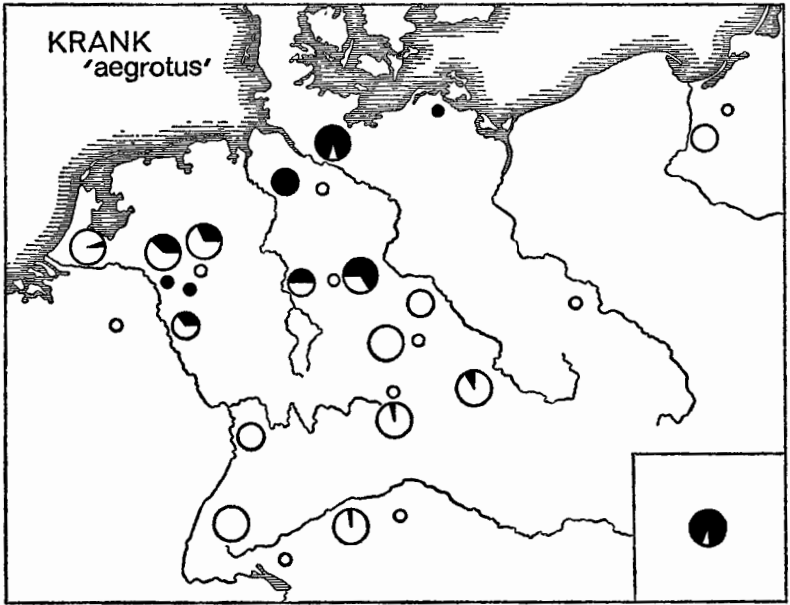
1068

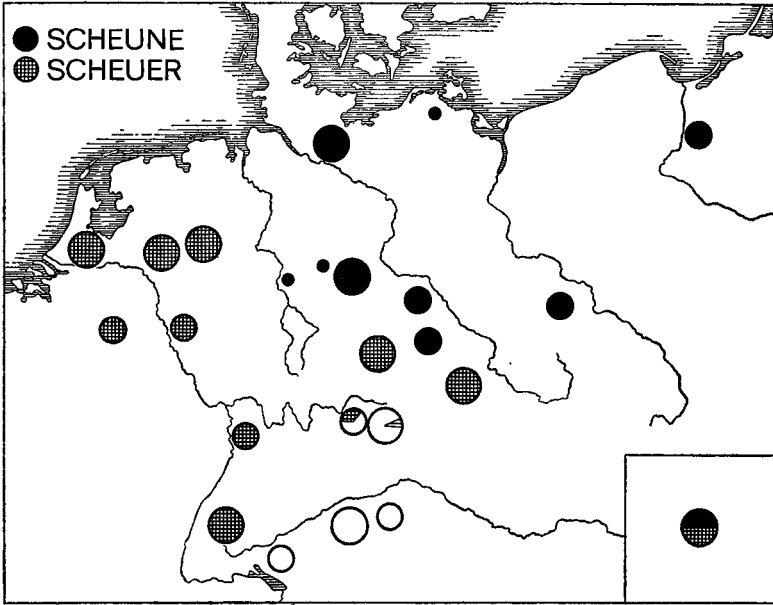


203

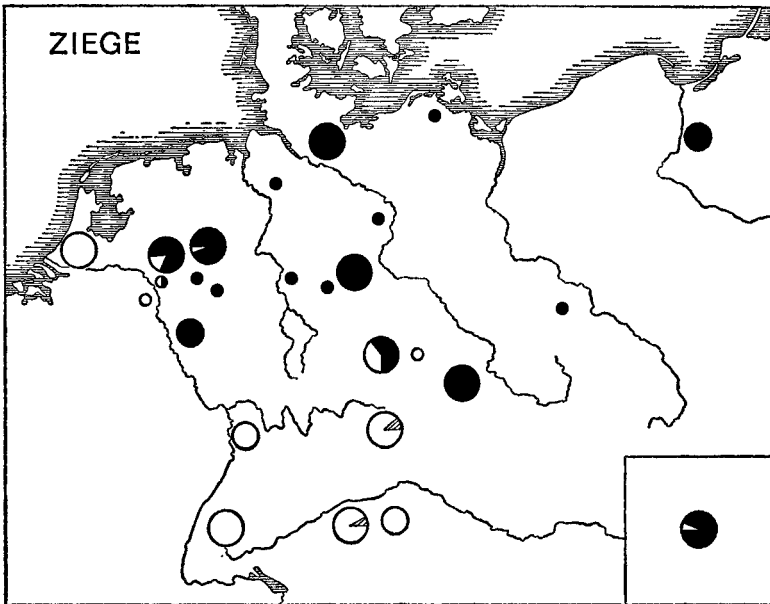


1240

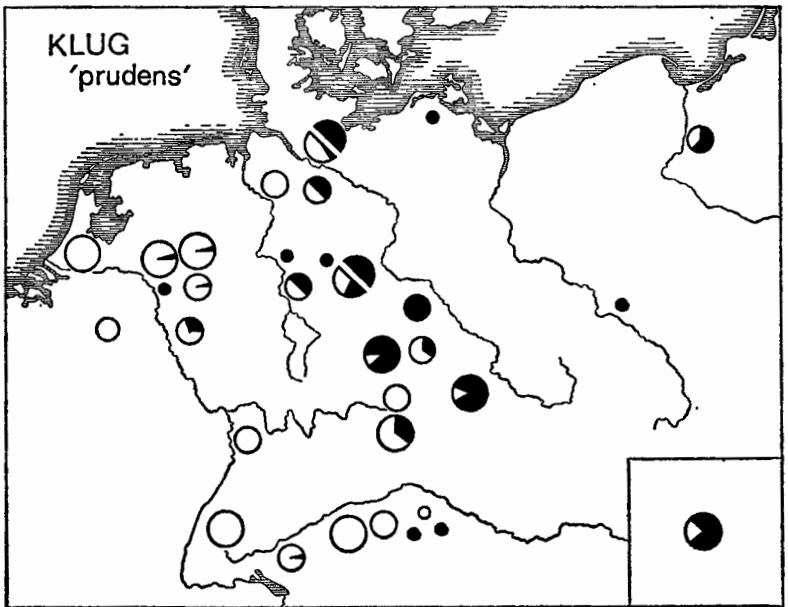
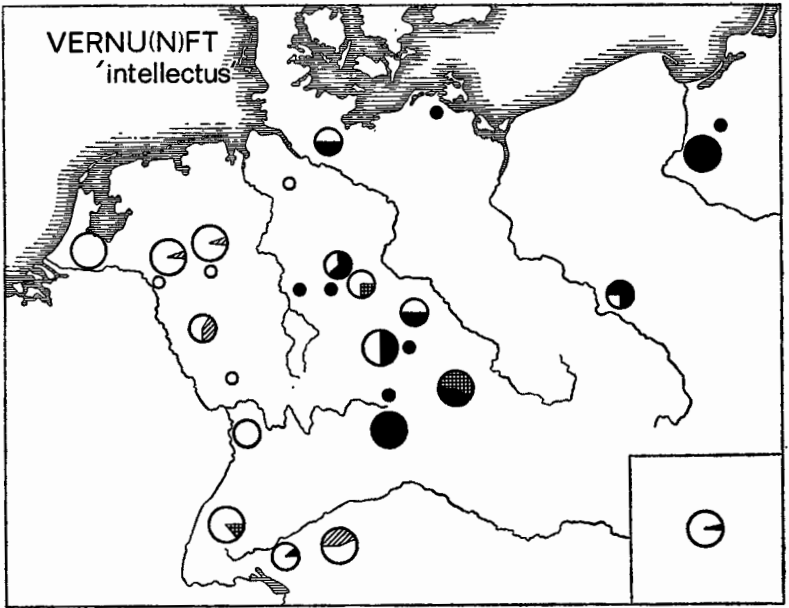


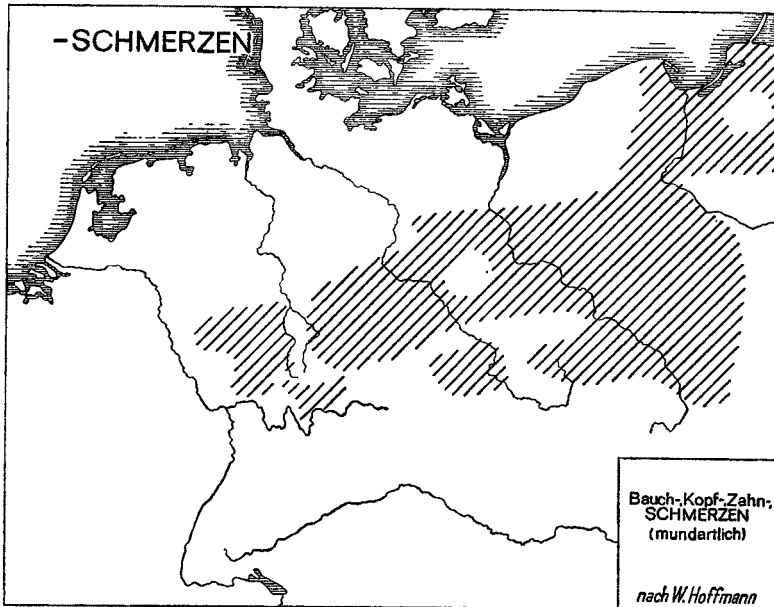
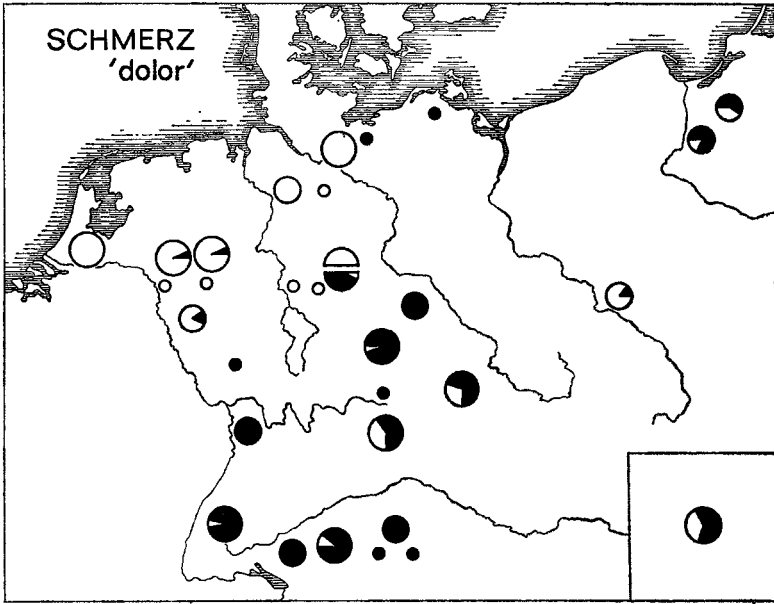


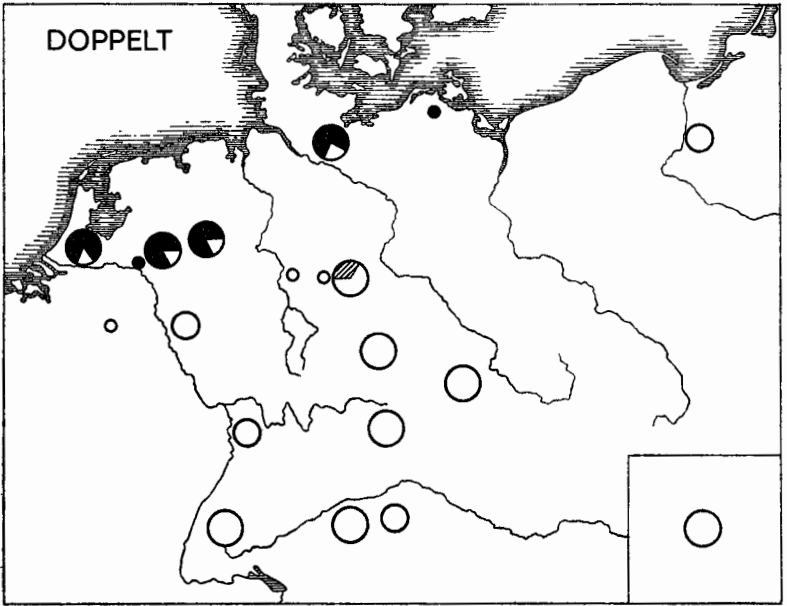
192



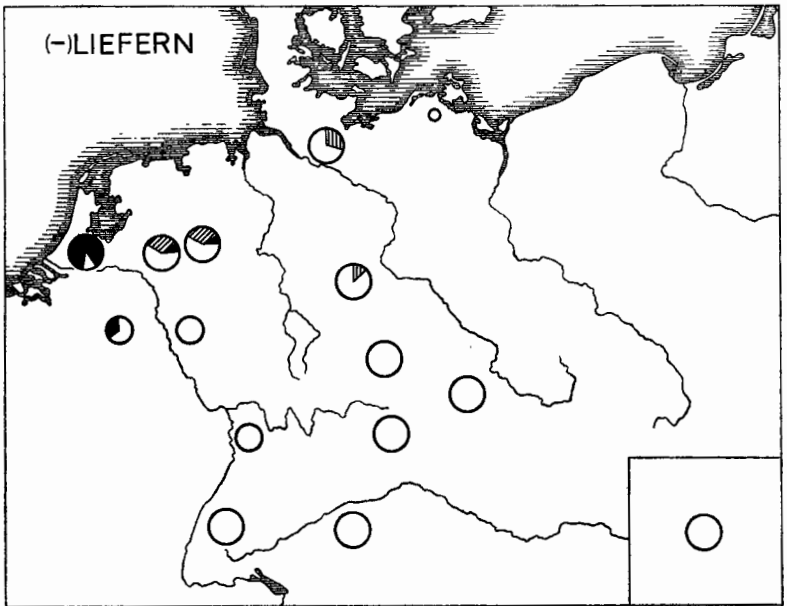
302



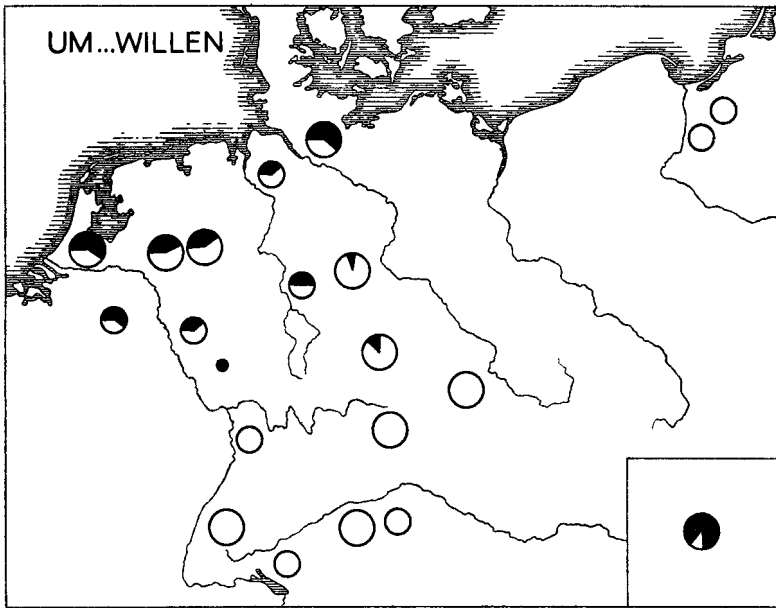
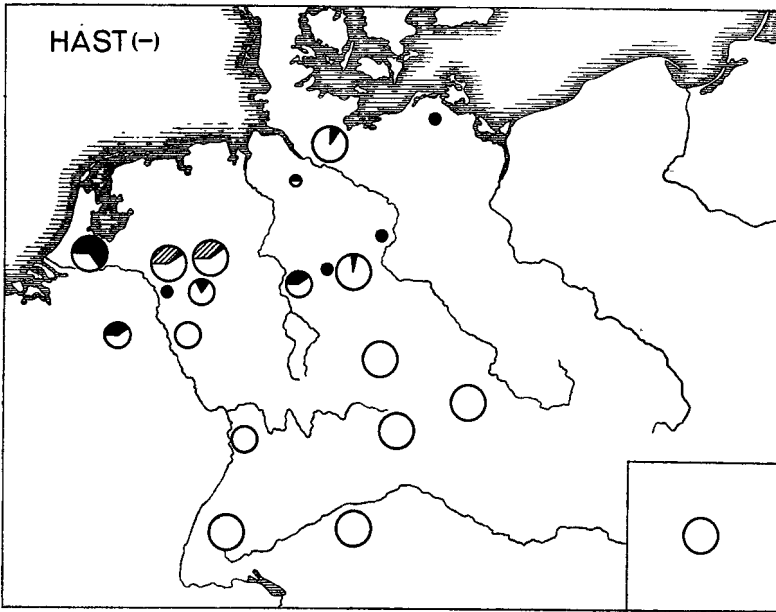


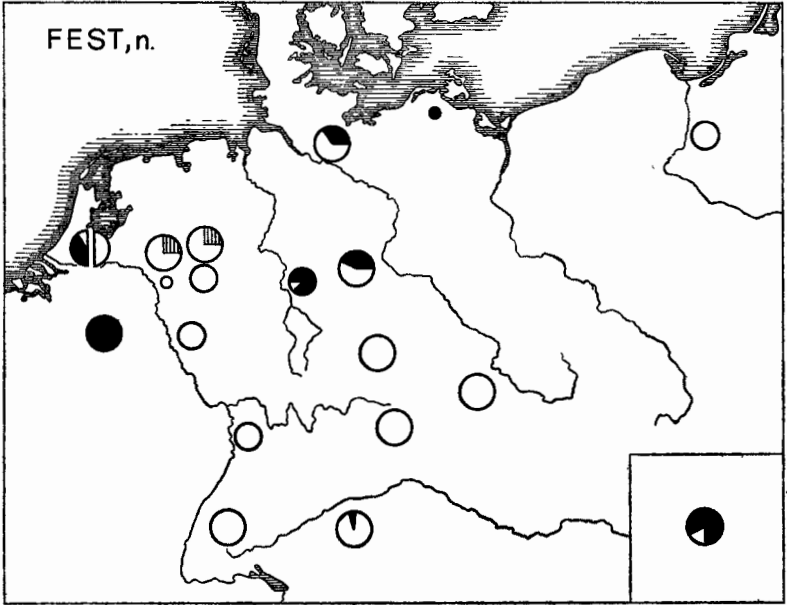


371

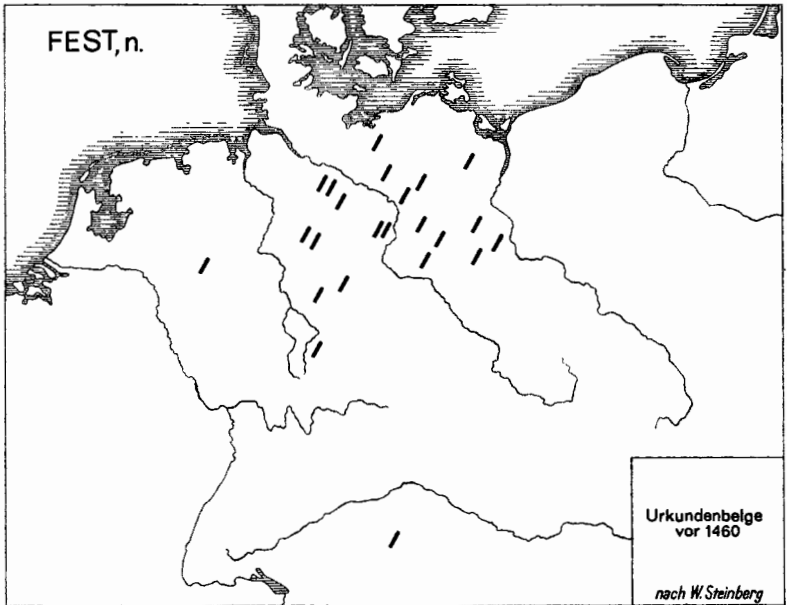


482





y87



Die Osnabrücker Mundart

(mit 15 Karten)

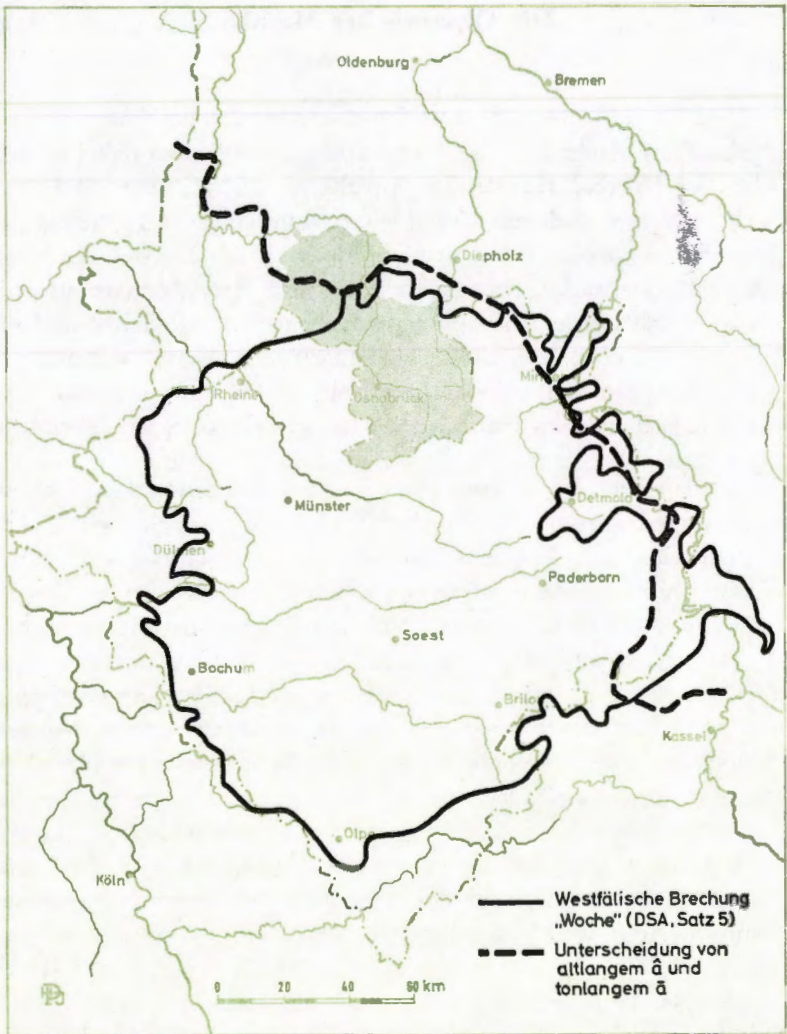
Eine Einführung in die Osnabrücker Mundart zu geben, ist eine undankbare Aufgabe; denn notgedrungen muß man dabei gerade über das Unwesentlichste der Sprache sprechen*, über die Laute, weil sich nur dadurch eine kleine Mundart von benachbarten Mundarten abhebt. Auch ist es in einer kurzen Darstellung nicht möglich, sozusagen eine ganze Lautlehre der Mundart zu entwickeln. Ich werde daher, ohne mich auf viele Einzelheiten und auf allerlei innerosnabrückische Mundartunterschiede einzulassen, versuchen, die Stellung der Osnabrücker Mundart innerhalb der westniederdeutschen Mundarten an Hand weniger Merkmale zu zeigen.

Die dabei gezeigten Lautgrenzen beruhen meistens auf gedruckten und ungedruckten Karten des Marburger Sprachatlasses. Besonderheiten der Formen, syntaktische Unterschiede und wortgeographische Zusammenhänge bleiben unberücksichtigt.

Wenn man sich klar machen will, was unter Osnabrücker Mundart zu verstehen ist, muß man natürlich von der Mundart der Stadt Osnabrück oder, heute, des umliegenden Landes ausgehen und dann zusehen, durch welche Merkmale sie sich von benachbarten Mundarten unterscheidet und wie weit diese Merkmale gelten. Je mehr Merkmale eine Ortsmundart mit der Stadt Osnabrück gemein hat, desto mehr Anspruch hat sie darauf, osnabrückisch zu heißen.

Nun zeigt die Mundart der Stadt Osnabrück mit dem umliegenden Land einige für das Klangbild der Sprache höchst bedeutsame und weit verbreitete Merkmale, die man, weil sie besonders in Westfalen vorkommen, westfälisch nennt. Diese Merkmale sind: Unterscheidung des alten langen *â* vom tonlangen *ā* wie in *Brān* 'Braten' und *Wāter* 'Wasser' und die Unterscheidung von kurzem *i e o ö u ü* in offener Silbe und ihre Diphthongierung zu den bekannten westfälischen Diphthongen *ia ea, oa öa, ua üa*. Wie die Karte 1 erkennen läßt, liegt das Osnabrücker Land ziemlich am

* Ursprünglich Vortrag auf der Tagung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung in Osnabrück, Pfingsten 1964. Er ist nur im Wortlaut leicht geändert. – Für die Schreibung der mundartlichen Wörter ist meistens keine Lautschrift angewandt. Nur die Aussprache der Vokale ist genauer bezeichnet.



Karte 1

Nordrand des Gebietes, in dem man beharrsam einen alten Zustand bewahrte und sich einer starken Vereinfachung des Vokalsystems, wie sie im übrigen Niederdeutschland stattfand, verschloß. Jede Mundart, die die Kraft hat, fremde Neuerungen abzuwehren, hat natürlich auch die Kraft, selbst Neues zu bilden. Sonst wäre sie ja

tot. Ich nenne nur zwei bekannte westfälische Neuerungen: den Gebrauch der Wörter *Rlle* für 'Hund' und *kühren* für 'sprechen'. Auch dies hat die Osnabrücker Mundart mitgemacht.

In diesem westfälischen Mundartraum können wir drei große Gebiete unterscheiden, je nach der verschiedenen Diphthongierung der langen *ê*- und *ô*-Laute, nämlich 1. Ostwestfalen, wo die offenen *ê*- und *ô*-Laute, also umgelautetes langes *â*, das offene *ê*² aus germ. *ai*, auch *ô*² und *ô*² am weitesten diphthongiert sind, 2. Südwestfalen, wo die geschlossenen *ê*- und *ô*-Laute am weitesten diphthongiert sind. Es stehen sich also im Osnabrückischen und z. B. Westmärkischen gegenüber: *läige:läge* 'schlimm', *Klait:Klëit* 'Kleid', *daut:dout* 'tot', *dqüpm:döüpm* 'taufen'; andererseits *fläigen:fläigen* 'fliegen', *Bouk:Bank* 'Buch', *Föüte:Fäite* 'Füße'. 3. das Münsterland, das *ê*¹, *ô*², *ô*² wie Ostwestfalen, *ê*², *ê*⁴, *ô*¹, *ô*¹ wie Südwestfalen diphthongiert. Die Grenze des ostwestf. Gebietes zeigt die Karte 2. Nun ist es leider nicht so, daß diese Grenze für jeden deutlich vor Augen läge. Welche Art von Diphthongierung vorliegt, läßt sich ja kaum durch historische Belege feststellen, sondern meistens nur daran erkennen, ob die Entwicklung des Diphthongs heute mehr oder weniger weit fortgeschritten ist. Es würde hier zu weit gehen, die Führung jeder Teilstrecke zu begründen. Uns genügt es, festzustellen, daß die Osnabrücker Gegend zur ostwestfälischen Mundart gehört.

Mit der Westgrenze Ostwestfalens fällt auch die westliche Grenze der Spaltung des mnd. *ê*², germ. *ai* zusammen. Außer in Südwestfalen und im Münsterland ist ja im Niederdeutschen germ. *ai* ohne Umlaut teils mit umgelautetem langes *â*, teils mit *ê*⁴, germ. *eu* zusammengefallen, z. B. in Osnabrück *Klait* 'Kleid' aber *Stein* 'Stein'. Die Osnabrücker Mundart stellt sich also bezüglich dieser Spaltung des *ê*², die schon in die mnd., wahrscheinlich schon in die as. Zeit fällt, zum Ostwestfälischen.

Eine ungefähr gleichlaufende Grenze trennt auch das ostwestfälische *oll* 'schon' von *all* im übrigen Westfalen (K. 2). Die gleiche Rundung des *a* finden wir in diesem Gebiet auch bei „alle“ und „als“. Ein Grund für diese Rundung ist schwer zu finden. Man denkt natürlich sofort an die Rundung des *a* vor *ld* und *lt*, wie in *kolt* und *Solt*. Doch erfaßt sie in diesem Falle ziemlich das ganze nd. Sprachgebiet und ist schon mnd. vorhanden. *Oll* für *all* ist aber nur



Karte 2

ostwestfälisch, geht auch nicht über die Weser nach Ostfalen. Es ist im Mnd. noch nicht belegt, auch nicht in der Bauernkomödie *Slennerhinke* aus dem 17. Jahrhundert, die nordwestfälische, besser nordostwestfälische Spracheigenheiten wiedergibt. Bei BAUER-

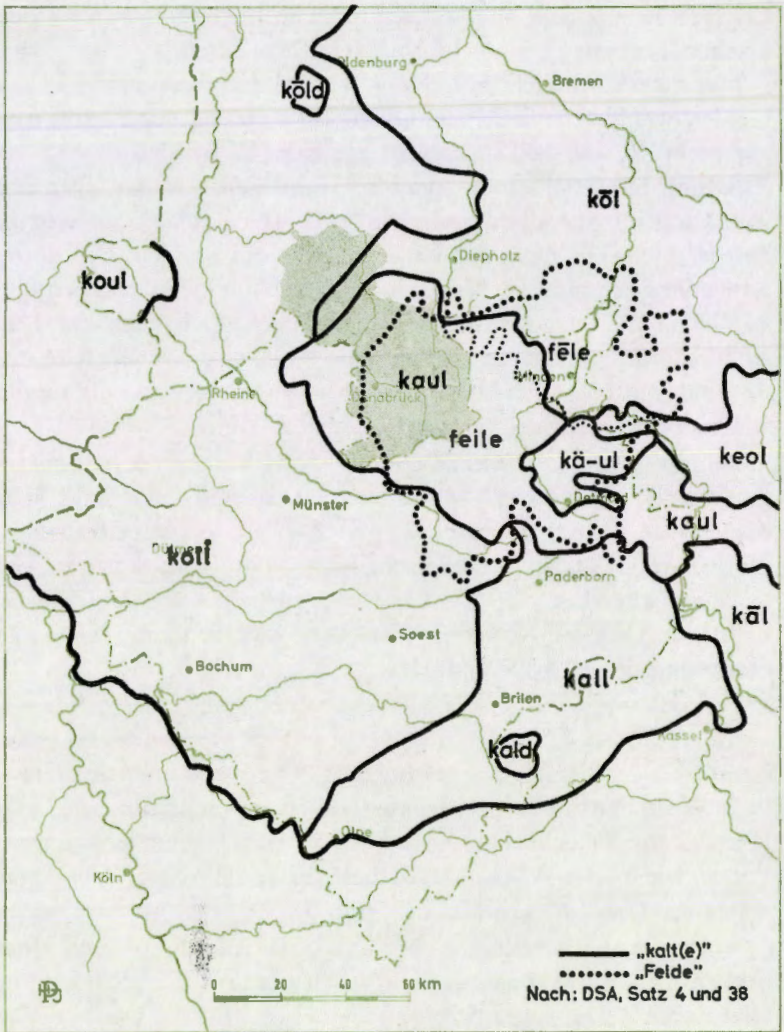
COLLITZ ist *olle* 'alle' aber schon in einem hochdeutschen waldekischen Text aus dem 16. Jahrhundert verzeichnet.

Mancher wird vielleicht darauf hinweisen, daß gerade im *oll*-Gebiet, wenigstens in seiner südlichen Hälfte, hd. „alt, kalt“ usw. gar nicht *olt, kolt* heißt, sondern *alt, kalt* (K. 3), daß deshalb die Rundung in *oll* 'all' einen anderen Grund haben müsse. Der Einwand scheint mir allerdings nicht ganz schlagend. Dieses *a* in *alt, kalt* ist vielleicht nicht das alte *a* sondern ein aus dem Diphthong *au* wieder gekürztes. Im Mnd. wird nämlich gerade in dem heutigen *alt*-Gebiet oft *au* geschrieben. Zudem deckt sich nach der Darstellung von MARTIN in Waldeck die Südgrenze von *als* 'alte' mit der Südgrenze der Diphthongierung von $\delta^2 > au$. Deshalb werden wir hier ein älteres *aule* 'alte' voraussetzen können.

Man ist geneigt, *oll* statt *all* auf die Einwirkung einer besonderen Aussprache des *l* zurückzuführen. Im oberen Sauerland wird nämlich ein sozusagen dickes *l* gesprochen. Aber wenn ein solches *l* die Rundung des *a > o* verursacht hätte, sollte man erwarten, daß das auch in anderen Wörtern mit *ll* geschehen wäre. Das ist aber nicht der Fall. E. NÖRRENBURG leitete die Rundung oder Verdampfung des *a > o* aus dem Dat. Pl. *allum* her.

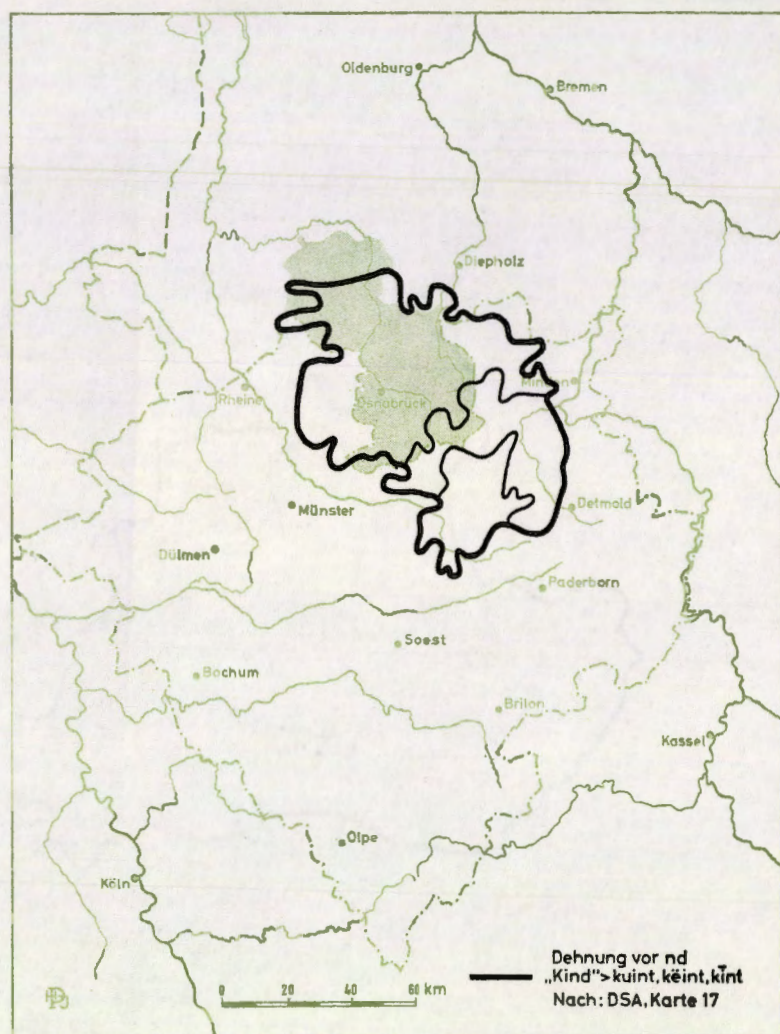
Die Dehnung des *a* vor *ld* wie beim Wort „kalte“ ist im Nd. weit verbreitet, im engeren Westfalen aber nur im Nordosten und zwar diphthongiirt. Osnabrück gehört dazu. Die Dehnung von *e* vor *ld* ist in Westfalen auf ein weit kleineres Gebiet beschränkt, wie es die Karte „kalte, Felde“ zeigt. Noch kleiner ist das Gebiet der Dehnung vor *nd*, wie in „Kind“ (K. 4). All diese ostwestfälischen Dehnungen macht die Osnabrücker Mundart mit.

Noch ein ostwestfälisches Merkmal, das allerdings auch einen großen Teil Südwestfalens erfaßt, ist zu nennen: die Schärfung im Hiät durch *g*. Die Karte 5 bringt ein Beispiel für die weiteste Verbreitung dieser Schärfung, nämlich bei *i* in Hiätstellung, das Wort „schneien“. Bei Wörtern wie „blühen, mähen, Eier“ reicht sie in Südwestfalen nicht so weit nach Westen. In Lippe und Ravensberg ist die Schärfung zum Teil wieder beseitigt, ebenso vielleicht östlich der Weser im Göttingisch-Grubenhagenschen. In Lippe-Ravensberg sagt man *schnuïjjen* 'schneien', aber auch *luïjjen* 'liegen', *Schnuïjje* 'Schnecke'. *Schnuïjjen* wird also auf älteres *schniggen* zurückgehen.



Karte 3

Die Hiatschärfung ist mnd. schon reichlich bezeugt. Auch mit diesem alten Merkmal gehört der Osnabrücker Raum zum Ostwestfälischen, wenigstens der größere südwestliche Teil. Die Westgrenze fällt mit der Grenze der Grafschaft Tecklenburg zusammen.



Karte 4

Das Osnabrücker Land liegt aber ganz am Nordrande der Schärfung durch *g*, denn gleich nördlich beginnt eine unwestfälische Lautentwicklung im Hiät, die Hiätdiphthongierung. Lang *i* *u* *ü* im Auslaut oder im Hiät sind im Nordniedersächsischen zu *ï*⁴ *ö*¹ *ö*¹ bzw. daraus entwickelten Diphthongen geworden. Im Artland



Karte 5

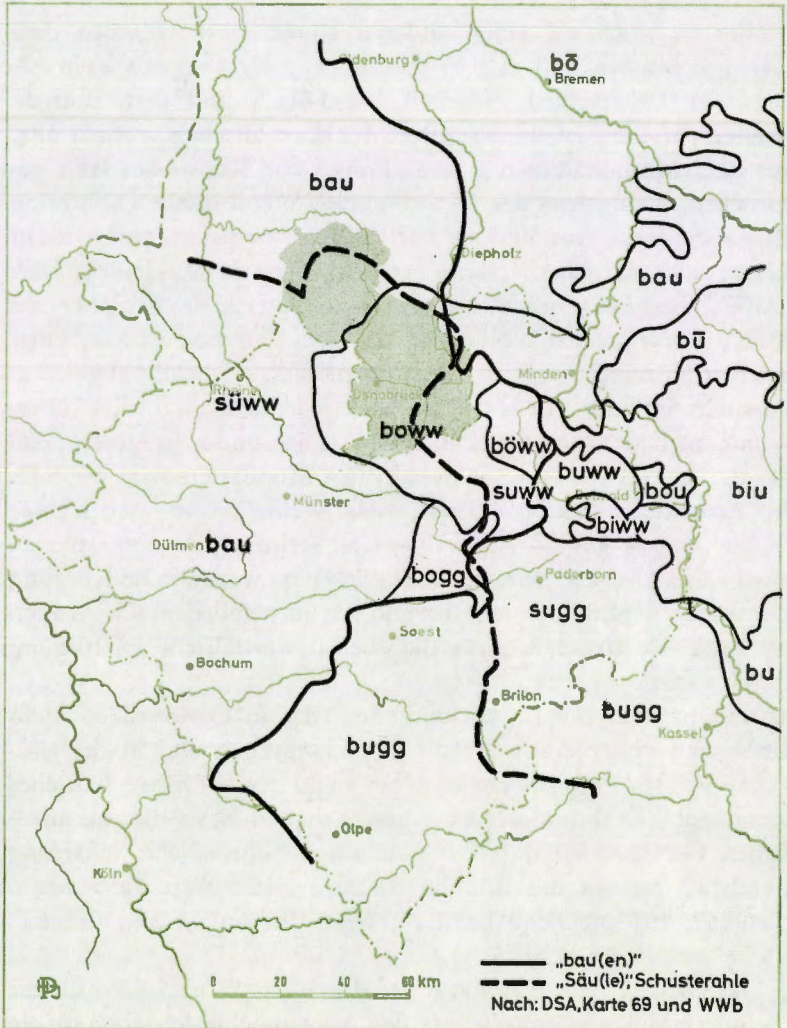
heißt es etwa *snaiən* 'schneien', *jau* 'euch'. Wie man auf der Karte sieht, stellt sich der Süden des Kreises Bersenbrück noch zum Os-nabrückischen. Diese Diphthongierung im Hiatt ist im Norden, in Hamburg, Bremen seit dem 16. Jahrhundert belegt.

Hier ist noch auf einen anderen Unterschied zwischen dem Osnabrückischen und dem Artländischen, der aber wohl ein allgemeiner Unterschied zwischen Westfälisch und dem übrigen Niederdeutschen ist, hinzuweisen. Im Westfälischen werden alte, aus dem Mnd. stammende Diphthonge vor Konsonant lang gesprochen, wenigstens der Diphthong *ai*. Wenn dieser Diphthong aber etwa durch Ausfall des *d* vor Vokal zu stehen kommt, wird er kürzer ausgesprochen: *chäiten* 'gießen', aber *Haie* 'Heide', *Fäite* 'Füße', aber *maid* 'müde' oder, etwa in Altena, *äi* 'Ei', aber *aier* 'Eier', *draian* 'drehen'. Nördlich des Westfälischen ist von einer solchen Kürzung im Hiatt nichts zu merken, vielleicht abgesehen von der Stellung vor *-er*. Hier wird jeder aus mnd. Zeit überkommene Diphthong gedehnt, auch im Hiatt, und zwar so sehr, daß der 2. Teil des Diphthongs in manchen Mundarten ganz wegfällt. Im Artlande heißt es *äar* 'Eier', *wäda* 'Weide', *mään* 'mähen', *kää* 'Kühe', *käwän* 'kauen'. In Rheine, Krs. Steinfurt, heißt es dagegen zwar *väida*, aber *aif*, *kaiä*, *maidän*, *hauän*. Diese westfälische Kürzung der langen Diphthonge im Hiatt und vor ausgefallenem *d* wird auch wohl die Voraussetzung für die ebenso westfälische Hiattilgung durch *g* sein.

Nun ist aber die Entwicklung im Hiatt in Ostwestfalen nicht einheitlich verlaufen. Während in Südwestfalen und in der südlichen Hälfte Ostwestfalens auch bei *ü* und den auf halbvokalisches *u* endenden Diphthongen mit *g* geschärft wurde, ist dies im nördlichen Ostwestfalen durch *w* geschehen. Eine solche Schärfung durch *w*, das vor der Endung *-en* zu *b* wird, zeigt die Karte 6 „bauen“. Entsprechend heißt es: *hobbm* 'hauen', *fröbbm* 'freuen', *Öuwe* 'weibliches Schaf'.

Das Gleiche zeigt dieselbe Karte durch das Wort *Sinnwel* für die 'Schusterahle', aus **sinwila*, as. *siula*. Hier möchte ich noch auf ein anderes ostwestfälisches Merkmal aufmerksam machen, das aber nur noch eben den Osten des Osnabrücker Landes erfaßt. Ich meine die Grenze zwischen den Mundarten, in denen *iu* vor *w* zu *ü* wird und denen, wo es zu *ü* wird, der Fall *Naumburg* statt *Neuenburg*.

Ich habe hier immer, wie in der sprachwissenschaftlichen Literatur üblich, vom Hiatt gesprochen. Das ist eigentlich nicht ganz richtig, da hier gar kein Hiatt vorliegt. Wo ein Diphthong vor einem Vokal steht, bildet ja das konsonantische *i* oder *u* den Über-



Karte 6

gang. Auch bei *schnien* > *schnigen* wird nicht einfach ein *g* eingeschoben und *f* verkürzt, sondern das *f* wird erst etwas diphthongiert oder anders gesagt, es bildet sich als Übergangslaut ein konsonantisches *i*, und dieses konsonantische *i* wird verschärft zu *g*.

Die *g*-Schärfung ist, wie gesagt, schon mnd. reichlich bezeugt. Dagegen ist mir eine *w*- bzw. *b*-Schärfung im Mnd. nie aufgefallen. Auch in der von JELLINGHAUS herausgegebenen nd. Komödie Slennerhinke aus der Mitte des 17. Jahrhunderts findet sich davon keine Spur.

Es ist deshalb die Frage: Ist das nördliche *w* zu gleicher Zeit entstanden, als im Süden *g* entstand? Zunächst ist festzustellen, daß diese Schärfung mit *w* im Nordwesten weiter reicht als die Schärfung mit *g*. Auch im Süden des Ostfälischen findet sich diese Schärfung, ohne Zusammenhang mit dem westfälischen Gebiet. Formen wie *frübbm* 'Frau' oder lippisch *trübbm*, *tribbm* für „trauen“ setzen Diphthongierung von *ü* für die Zeit voraus, als die Schärfung mit *w* eintrat. Auch die lippische Aussprache *Biwwer* 'Bauer', *Iwwer* 'Uhr', die auf *Biuer*, *Iuer* zurückgehen, beweisen dasselbe. Wenn es im nördlichen Kreise Bersenbrück, im Artland *tröwwen* 'trauen', *klöwwen* 'Knäuel', *schöwwen* 'scheuen', *dröwwen* 'drohen', heißt, so sind diese Formen schwerlich anders zu erklären als durch die Diphthongierung des *ü* zu *öü* im Hiät und folgende Schärfung des konsonantischen *ü* zu *w*, d. h. die Schärfung ist erst nach der Hiätdiphthongierung eingetreten. Bei Formen mit *iww* in der gleichen Gegend muß die Schärfung dagegen schon vor der Hiätdiphthongierung sich durchgesetzt haben. *Hobbm* 'hauen' zeigt, daß die Schärfung stattgefunden hat, als der Diphtong *ou* noch nicht zu *au* geworden war. In Mettingen, Krs. Tecklenburg, heißt der 'Tau' *dau*, 'tauen' aber *dobbm*, das *o* noch aus der Zeit, als der Tau noch *dou* hieß. Das südostfälische *ham* 'hauen' setzt dagegen schon *au* voraus. Wenn es etwa in Hiddenhausen, Krs. Herford, *banquet* 'beengt' heißt statt *benowwet*, so ergibt sich daraus, daß die Schärfung erst nach dem Schwund des unbetonten *e* eingetreten ist. Mnd., wenigstens bei SCHILLER-LÜBBEN I 234f., ist dies *e* immer erhalten.

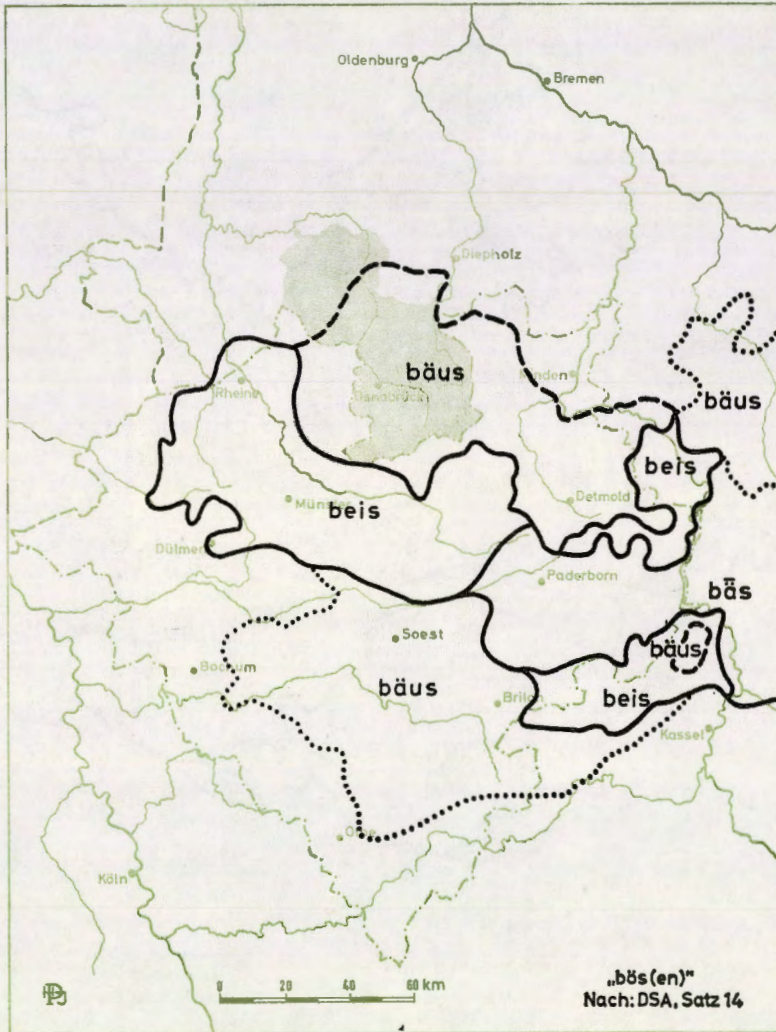
Im Süden des Schärfungsraumes mit *w*, in einem kleineren Gebiet in Lippe und in den Kreisen Bielefeld und Halle, lauten auch Roggen und Pogge 'Frosch', also Wörter mit altem *gg*, heute *Robbm* und *Pobbm* bzw. *Röbbm* und *Pöbbm*; so schon am Ende des 18. Jahrhunderts. 1475 wird in einer rein niederdeutschen Bielefelder Urkunde ein in früheren Jahren *Poggenboum* genannter Örtlichkeitsname *Pauenbaum* geschrieben. In unserm westfälischen Gebiet liegt aber wahrscheinlich keine Vokalisierung des *g*, kein

Lautwandel vor, sondern ein analoger Lautwechsel. In diesem Gebiet werden sich zwei Formen gemischt haben, die alte mit dem ursprünglichen Vokal bzw. Diphthong und die neue mit *g*, also etwa *houen* und *hoggen*. Dadurch wurde man auch bei Wörtern mit altem *gg* unsicher. Die Neuerung, die Schärfung mit *gg* hat sich hier nicht durchsetzen können. Nur derartige Entgleisungen wie *robbm* und *pobbm* verraten ihr früheres Vorhandensein.

Wenn nun aber ein Streifen von Lippe bis in den Kreis Halle ein Mischgebiet war, so ist damit auch gesagt, daß das reine *bobbm*- oder *frubbm*-Gebiet nördlich davon, also Herford und Osnabrück, nie in den Wörtern mit *u*-haltigem Hiattvokal ein *g* gesprochen hat.

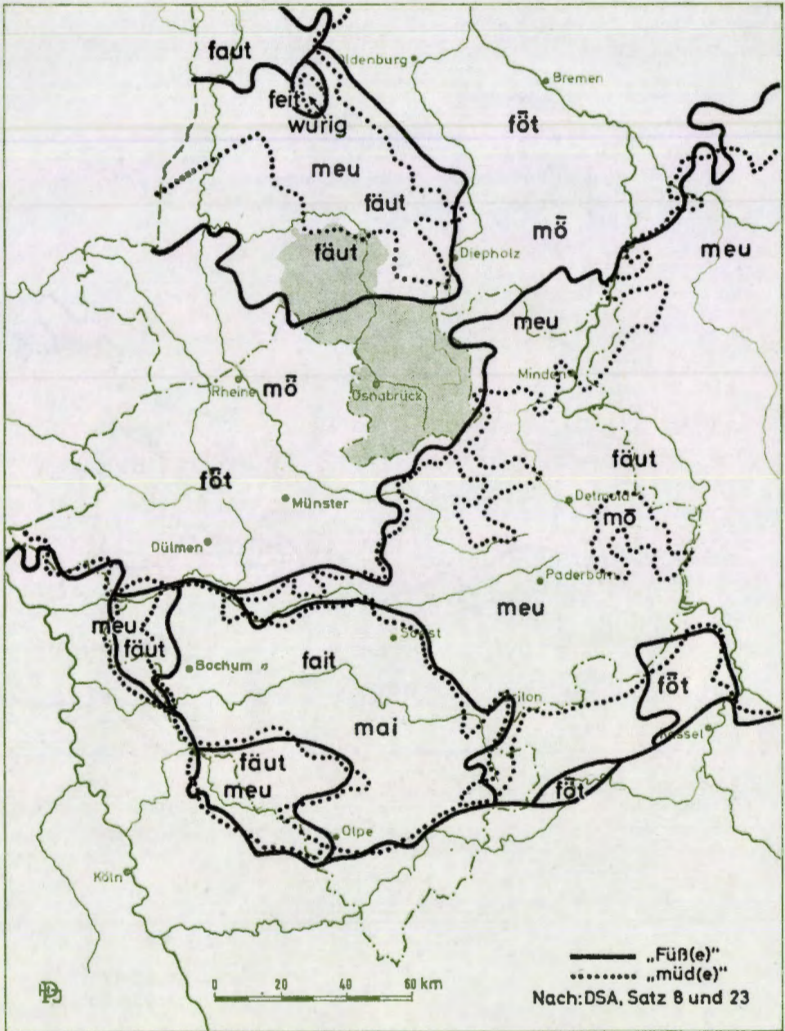
Wenn wir jetzt fragen: Weshalb neigt das halbvokalisches *u* im südlichen Westfalen dazu, in *g* überzugehen, im nördlichen Westfalen aber in *w*? so müssen wir sogleich gestehen: wir wissen es nicht, wie letzten Endes immer, wenn wir nach den Gründen des Lautwandels fragen. Wir können höchstens versuchen, den Lautwandel phonetisch oder physiologisch verständlich zu machen. Der Unterschied zwischen dem *w*-Gebiet und dem *g*-Gebiet muß wohl in einer verschiedenen Artikulation des halbvokalisches *u*, des zweiten Diphthongbestandteiles gelegen haben. Man könnte sich denken, daß der Diphthong im Norden mit einer größeren Enge, mit mehr Reibegeräusch gebildet wurde, im Süden dagegen der Halbvokal mehr *u*-haltig war, mit größerer Lippenöffnung gesprochen wurde.

Einen ähnlichen Raum wie diese Schärfung mit *w* nimmt der aus δ^2 entstandene Diphthong ein. Während er im südlichen Ostwestfalen und im Münsterland *ai* lautet, spricht man ihn im nördlichen Ostwestfalen *qü* aus. Das Gebiet der *qü*-Aussprache ist auf der Karte 7 „böse“ zu sehen. *qü* ist natürlich die Vorform zu *ai*. Auch im Münsterlande sprach man vor 100 Jahren noch in vielen Wörtern *qü* statt *ai*. Osnabrück ist also bezüglich der Diphthongierung der Längen noch nicht so weit fortgeschritten wie Südostwestfalen, d. h. die Diphthongierung wird vom Südosten ausgegangen sein und Osnabrück erst zuletzt ergriffen haben. Daß es so ist, wird sofort klar, wenn man die Entwicklung von δ^2 und δ^1 im Süden und Norden Ostwestfalens nebeneinanderstellt: δ^2 südlich etwa $\rangle ai$, nördlich $\rangle qü$, *bäise*: *bqüse*; δ^1 (K. 8) südlich etwa *öü*: nördlich *öü*, *Föüte*: *Fööüte* 'Füße'. Entsprechend stuft sich auch die



Karte 7

Diphthongierung bei \hat{i}^2 und bei \hat{i}^4 , \hat{i}^{2b} ab. – Nebenbei bemerkt: Der Wandel von $pi > ai$ wird oft als Entrundung bezeichnet. Das halte ich nicht für richtig. Es handelt sich einfach um eine Weiterentwicklung des Diphthongs, ein Auseinandertreten der beiden Bestandteile, wie der Diphthong ei auch $> ai$ wird. Wie kann man



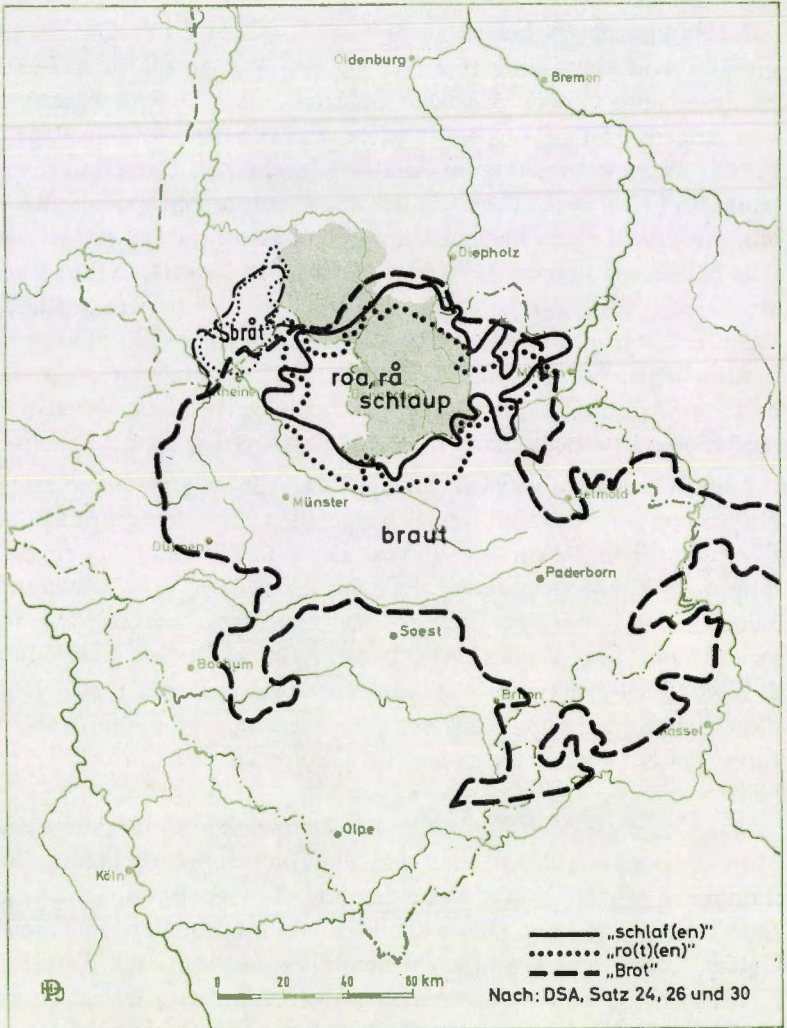
Karte 8

von Entrundung in einer Mundart sprechen, wenn neben dem angeblich entrundeten Vokal andere Vokale gerundet bleiben. Bei wirklich entrundenden Mundarten, wie den mitteldeutschen, sieht das anders aus.

Noch kleiner als bei öü aus ö^2 ist das Gebiet der Diphthongierung von altem langem ä (K. 9), also $\text{ä} > \text{au}$ wie in *schlaupm* 'schlafen', mit Umlaut *Schlöüper* 'Schläfer'. Eine Diphthongierung von langem ä ist bei uns sonst selten. In Gütersloh und im Paderborner Raum kommen wohl derartige Inseln vor. Der Diphthong lautet im Osnabrückischen wie der aus ö^2 entstandene; doch meine ich, manchmal einen kleinen Unterschied gehört zu haben. Jedenfalls haben wir hier im Osnabrückischen den Beweis, daß in Ostwestfalen wirklich offene lange Vokale diphthongiert werden. Denn daß wir von offenem ä auszugehen haben, zeigen die ringsherum liegenden Mundarten, die alle ein offenes ö sprechen. In Südwestfalen muß dagegen, wie es scheint, jeder offene Vokal erst geschlossen werden, ehe er diphthongiert werden kann.

Nun finden wir aber nicht in jedem Fall für langes ä heute einen Diphthong au . Vor r und wenn d ausgefallen ist, wird ö gesprochen. Ebenso steht auch für alle andern Diphthonge unter diesen Bedingungen ein Monophthong. Es heißt also z. B. *schlaupm* 'schlafen', *Schäup* 'Schaf', aber *Bröñ* 'Braten', *klör* 'klar', *rören* 'böcken'; ebenso zwar *fliegen* 'fliegen' aber *bē-en* 'bieten', *fēr* 'vier'; *daut* 'tot', aber *de Döen* 'die Toten', *laige* 'schlimm', aber *ik dä* 'ich tat'. Das Gebiet dieser Monophthonge vor geschwundenem d zeigt die punktierte Linie auf K. 9 mit *röñ* 'roten' im Gebiet, in dem „Brot“ *Bräut* heißt.

Wie sind diese Monophthonge zu verstehen? Sind hier die alten Monophthonge erhalten oder sind die Diphthonge rückmonophthongiert? Gleich anschließend im Krs. Lingen ist die Lautung *Bröt* 'Brot' verzeichnet. Dieses ö ist rückmonophthongiert. In diesem Gebiet, – es reicht eigentlich weiter über den mittleren Teil des Kreises Bentheim in die Twente hinein – entsprechen allen münsterländischen Diphthongen vor Konsonant offene Monophthonge. Daß wir es hier mit Rückmonophthongierung zu tun haben, sehen wir daran, daß auch altes ei , wie in „Weide, Heide, Seiße, 'Sense'“ durch offenes ē vertreten ist, also *Wēde, Hēde, Sēße*. Bei ö für ö^2 und ē für umgelautetes langes ä könnte man an Unterbleiben der Diphthongierung zwischen südlichem Diphthong au , ai und nördlichem ö , ē denken. Das ist an dieser Stelle aber unwahrscheinlich, weil für ö^4 auch ē gesprochen wird, obwohl, wenigstens heute, sowohl nördlich wie südlich ein Diphthong gilt.



Karte 9

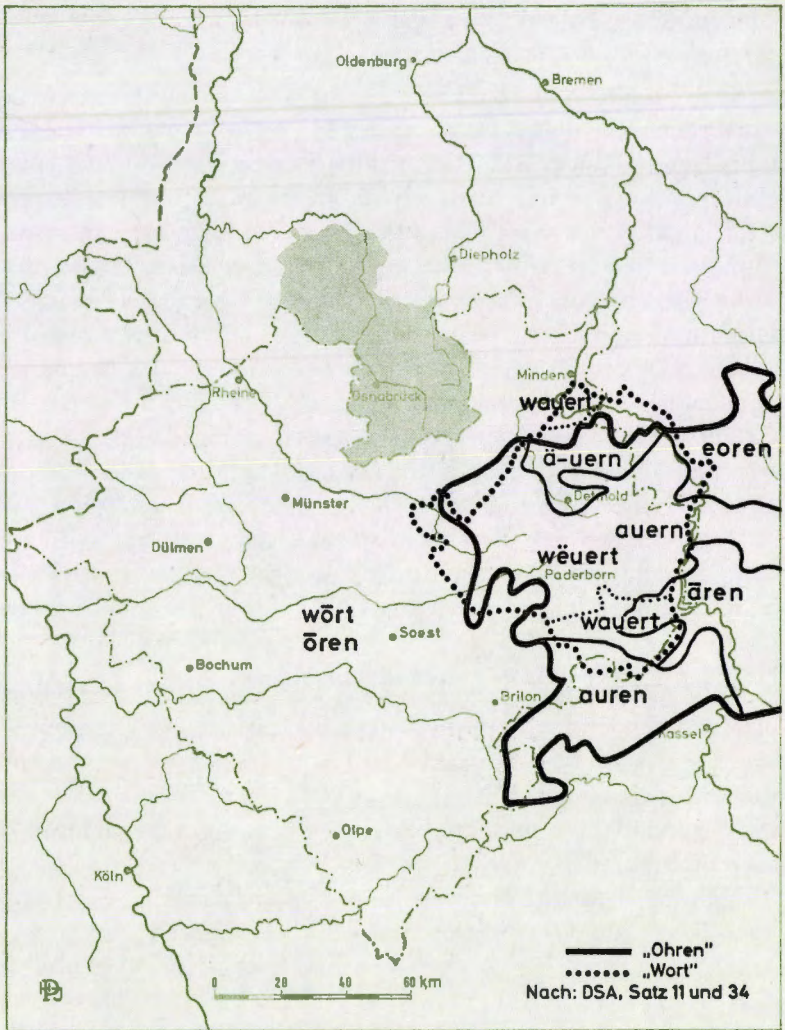
Zwischen diesen Lingener und den Osnabrücker Monophthongen besteht aber ein wichtiger Unterschied. In Lingen, Bentheim, Twente ist vor Konsonant rückmonophthongiert, vor ausgefallenem *d*, vor silbisch gewordenen Liquiden und Nasalen ist dagegen der Diphthong erhalten. Es heißt etwa in Nordlohne, Krs.

Lingen, *fliegen* 'fliegen', aber *waien* 'jäten' (as. *wiodan*), *faier* 'vier', *dōt* 'tot', aber *dan'e* 'tote', also umgekehrt wie in Osnabrück.

Auch im Süden des Kreises Bersenbrück – der Südosten spricht osnabrückisch – gelten für δ^2 offener Monophthong \bar{o} , für δ^2 \bar{o} , für umgelautetes langes \bar{a} \bar{e} . Hier handelt es sich wohl nur um einen einfachen Kompromiß zwischen südlichem *au*, *ai* und nördlichem \bar{o} , \bar{e} , da mnd. *ēi*, wie es im Wort *Sāiße* 'Sense' vorliegt, nicht monophthongisch geworden ist. Hier lag ja kein Gegensatz Diphthong-Monophthong vor. Es könnte auch in diesem Grenzgebiet zwischen Diphthong und geschlossener Länge der offene Monophthong sich gehalten haben. Dagegen spricht aber die Angabe des Deutschen Sprachatlasses. Er verzeichnet auf der Karte „hoch“ in diesem Gebiet keinen offenen Monophthong sondern einen Diphthong *au* wie im Osnabrückischen, während das Lingener Monophthongierungsgebiet eingetragen ist. Kann man daraus schließen, daß im Krs. Bersenbrück dieser Kompromiß ganz jung ist, erst nach dem Versand der Wenkerschen Fragebogen, also erst nach 1880? VEHS�AGE verzeichnet aber schon 1908 in seiner Dissertation über die Mundart des Artlandes den offenen Monophthong.

Während im Krs. Lingen also Diphthonge wieder monophthongiert worden sind, vor *r* und bei *d*-Schwund sich die Diphthonge aber hielten, ist an der andern Seite vom Osnabrücker Land, im Ravensbergischen, z.B. in Hiddenhausen altes langes \bar{a} in der Regel monophthongisch geblieben, vor *r* und geschwundenem *d* aber diphthongiert. Wir haben also zwar *schlōpm* 'schlafen', *plōge* 'Plage' mit altem erhaltenen Monophthong, aber *brōn* 'braten' *klōä* 'klar'. Im Osnabrückischen heißt es dagegen gerade umgekehrt, *schlaupm*, *Plaue*, aber *brōn*, *klōr* oder *fliegen* 'fliegen' aber *wēen* 'jäten', *Klait* 'Kleid', aber *Klāer* 'Kleider'. Lingen, Osnabrück und Ravensberg vertreten also drei verschiedene Systeme. Nur das Osnabrückisch-Tecklenburgische hat Monophthonge vor *r* und bei *d*-Schwund.

Wie das lange \bar{a} werden auch die \bar{e} - und \bar{o} -Laute in Ostwestfalen außer dem Osnabrücker Raum und dem Nordrand vor *r* und geschwundenem *d* wie vor anderen Konsonanten diphthongiert. Das zeigt die Karte 10 von „Wort“ und „Ohren“. Heute reichen die Diphthonge noch etwas näher an Osnabrück heran.



Karte 10

Wie im Osnabrückischen stehen auch im Artland vor *r* und bei *d*-Schwund Monophthonge statt Diphthonge. Doch sind diese Monophthonge immer geschlossen. Sie werden deshalb nicht aus Diphthongen rückmonophthongiert sein. Im Emsland, in den Kreisen Meppen und Aschendorf finden sich nach der Arbeit von

SCHÖNHOFF¹ diese Monophthonge statt Diphthonge auch, aber nur vor *r* und nur bei \hat{e}^2 und \hat{o}^1 , nicht bei \hat{e}^4 , also gerade dem Laut, der auch im Münsterland früh diphthongiert war. Die sprachgeschichtlichen Beziehungen zwischen Münsterland und Emsland verdienen wohl eine besondere Untersuchung.

Im Artland ist \hat{e}^4 zu *ai* geworden. Es heißt aber *Bër* 'Bier', *Lër* 'Wange', *wëen* 'jäten', *bëen* 'bieten'; entsprechend ist \hat{o}^1 zu *au* geworden. Man sagt aber *Brör* 'Bruder', *Schnör* 'Schnur', es heißt *gaut* 'gut', aber *gõe* 'gute', immer mit geschlossenen Monophthongen. Nun sind hier aber auch das lange *i* und *ü* im Hiatt zu *ai* bzw. *au* diphthongiert worden: *schnaien* 'schneien', *Fräu* 'Frau'². Diese Diphthonge entsprechen, wie überall in Norddeutschland \hat{e}^4 bzw. \hat{o}^1 . In manchen Gegenden werden ja auch diese Monophthonge gesprochen. Die Geschichte dieser Hiatt-Vokale ist dunkel. Schwer zu verstehen ist, daß etwa *i* im Hiatt diphthongiert worden wäre zu *ëi*, dies *ëi* monophthongiert zu $\hat{e} = \hat{e}^4$, dieses dann wieder diphthongiert. Wenn man aber für die jetzigen Hiatt-Diphthonge den Weg über \hat{e}^4 , \hat{o}^1 nicht annimmt, dann ist es schwer zu verstehen, daß überall im Nordniedersächsischen diese Hiatt-Diphthonge mit den Diphthongen aus \hat{e}^4 und \hat{o}^1 gleich lauten. Im Westmünsterland und in den östlichen Niederlanden, wo \hat{e}^4 und \hat{o}^1 nach *i* und *ü* hinneigen, tun sie es auch nicht.

Für unsere Frage, ob die Osnabrücker Monophthonge vor *r* und bei *d*-Schwund rückmonophthongiert sind oder nicht, bildet die Hiatt-Diphthongierung immer eine Schwierigkeit. Nimmt man an, *frïen* 'freien' wäre im Artlande über *frëien* zu *frëen* geworden und dann dieses *frëen* wieder weiter zu *fraien*, so versteht man nicht, weshalb etwa *bëen* 'bieten' nicht ebenso weiter diphthongiert wurde. Nimmt man den Weg über *frëen* nicht an, daß also *frïen* über *freien* zu *fraien* geworden sei, so versteht man nicht, daß *bëien* 'bieten' zu *bëen* geworden ist. Deshalb bleibt nur die Möglichkeit, die Artländer Monophthonge vor *r* und bei *d*-Schwund für die alten erhaltenen Monophthonge zu halten und die Hiatt-Diphthonge nicht über eine monophthongische Stufe $\hat{e} \hat{o}$ zu führen. Dann müssen aber wegen des räumlichen Zusammenhanges auch die

¹ H. SCHÖNHOFF, *Emsländische Grammatik*. Heidelberg 1908. § 83, 1; 56; 80.

² Vgl. auch H. VEHLAGE, *Die Mundart des Artlandes auf der Grundlage der Mundart des Kirchspiels Badbergen*. Borna-Leipzig 1908. § 13, 14 und 46.

Osnabrücker Monophthonge ursprünglich sein und nicht rückmonophthongiert. Hier hätte sich also vor *r* und bei *d*-Schwund die alte offene Qualität des δ^2 und $\hat{\delta}^2$ gehalten.

R und der Schwund des *d* oder genauer gesagt *r* und die Stellung vor *ə* haben die gleiche Wirkung auf den vorhergehenden Vokal gehabt, die Verhinderung der Diphthongierung. Das *r* scheint diese Wirkung aber in einem viel größeren Gebiet gehabt zu haben, so im Münsterland und Sauerland, wohl weil *d* noch nicht ausgefallen war. Auch hier hat *r* die Diphthongierung der \hat{e} - und \hat{o} -Laute verzögert bzw. verhindert. Im Münsterland heißt es z. B. statt *faier fēr* '4', statt *Auer* $\bar{Q}r$ 'Ohr', statt *Schaier Schēr* 'Schere'.

Auch die Diphthongierung von $i \hat{u} \hat{h}$ wird durch folgendes *r* verhindert. In der Sprachinsel Hagen südlich Osnabrück, wo $i \hat{u} \hat{h}$ diphthongiert sind, heißt es aber *Fi* 'Feier', \bar{U} 'Uhr', *Müden* 'Mauer'. Das ist ja auch aus dem Niederländischen bekannt. In Westfalen sind es die Randgebiete der Diphthongierung.

Das Nordniedersächsische ist bezüglich der Wirkung des *r* nicht einheitlich. In einigen Mundarten verhindert *r* die Diphthongierung der \hat{e} - und \hat{o} -Laute, so in Finkenwärder bei Hamburg³, in anderen nicht, z. B. in Altengamme in den Vierlanden bei Hamburg⁴.

In Ostwestfalen außer Osnabrück und in Ostfalen hat also das *r* keinen ändernden Einfluß auf die Diphthongierung von \hat{e} und \hat{o} gehabt. Dies verschiedene Verhalten der Mundarten muß doch wohl seinen Grund haben in der verschiedenen Aussprache des *r*. Im Lippischen und Ravensbergischen wird heute Zäpfchen-*r* gesprochen, ebenso im Kreise Melle zum Ravensbergischen hin. Sonst gilt im Osnabrückisch-Tecklenburgischen Zungen-*r*. Nur in Osnabrück selbst und in der Stadt Tecklenburg, also in den beiden Residenzstädten, wollte man anscheinend feiner sein und spricht mit dem bekannten Rädchen im Rachen. Das Osnabrückische Zungen-*r* scheint ein sehr vorne gesprochenes *r* zu sein.

Während *r* im Ravensbergischen sehr breit vokalisiert wird, ist dies im Osnabrückischen sehr wenig der Fall, höchstens zu *er*. Oft fällt auslautendes *r* ganz weg, etwa in *sū* 'sauer', \bar{U} 'Uhr', \bar{Q} 'Ohr'.

³ G. KLOCKE, *Der Vokalismus der Mundart von Finkenwärder bei Hamburg*. Hamburg 1914. S. 58ff.

⁴ H. LARSSON, *Laustand der Mundart der Gemeinde Altengamme (in den Vierlanden bei Hamburg)*. Hamburg 1917, S. 51ff.

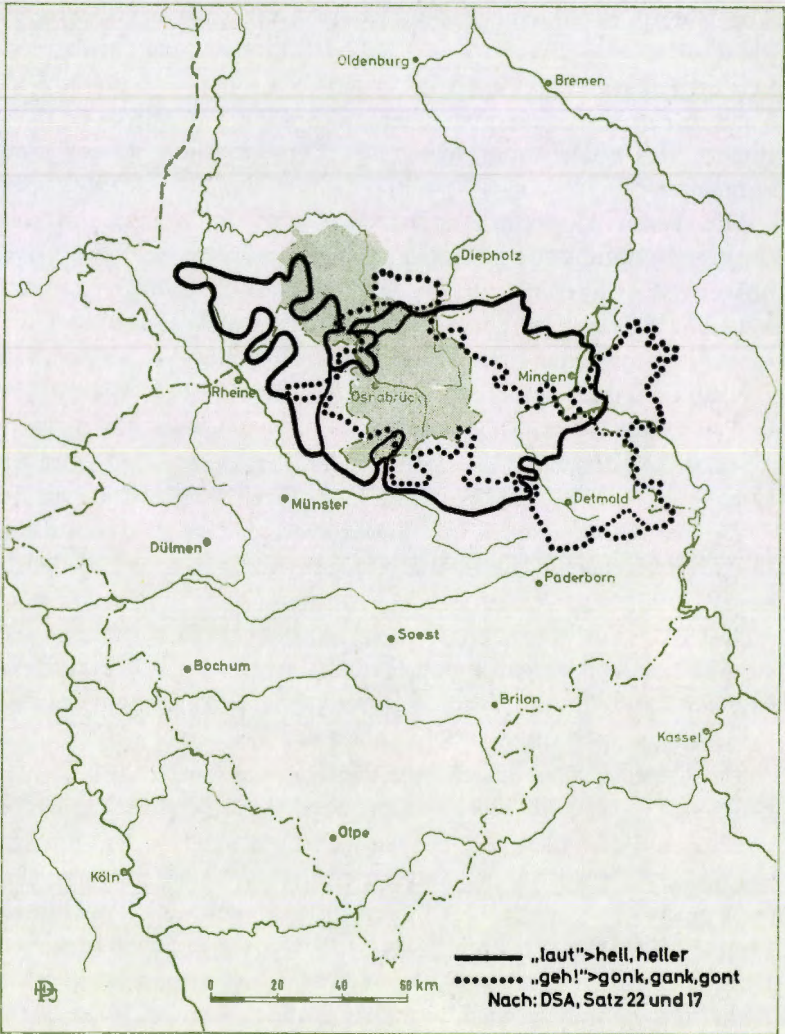
Vor *n* wird es zu einem *d*-ähnlichen Laut. Auf der Deutschen Sprachatlaskarte „Bauern“ fällt auf, daß hier und im Emsland als Leitform *Buren* eingetragen ist gegenüber sonstigem *Buern*. Vielleicht hängt mit dieser palatalen oder auch supradentalen Aussprache des *r* das Unterbleiben der Diphthongierung vor *r* zusammen.

Mit diesen Monophthongen vor *r* und bei *d*-Schwund statt sonstiger Diphthonge vor anderen Konsonanten steht das Osnabrückische in Verbindung mit dem Artländischen und vor *r* auch mit dem Emsland in den Kreisen Meppen und Aschendorf und schließlich auch mit dem Münsterland und Sauerland. Dies wäre also ein Fall, daß Osnabrück sich vom übrigen Ostwestfalen loslöst und sich zum Westen stellt.

Auch bei der Diphthongierung der langen *i ü ð* gehört das Osnabrücker Land zum Westen. Für die Grenze vgl. K. 4. Nur der Osten des Kreises Melle und die Gemeinde Hagen sind von dieser Diphthongierung erfaßt worden. Doch muß man hier vielleicht sagen: noch zum Westen, denn daß diese Diphthongierung noch nicht bis Osnabrück vorgedrungen ist, liegt wohl nur daran, daß sie noch recht jung ist, vor allem hier im Norden. Ob das Osnabrücker Land allerdings noch davon erfaßt wird, ist sehr fraglich bei dem heutigen raschen Schwinden der Mundart.

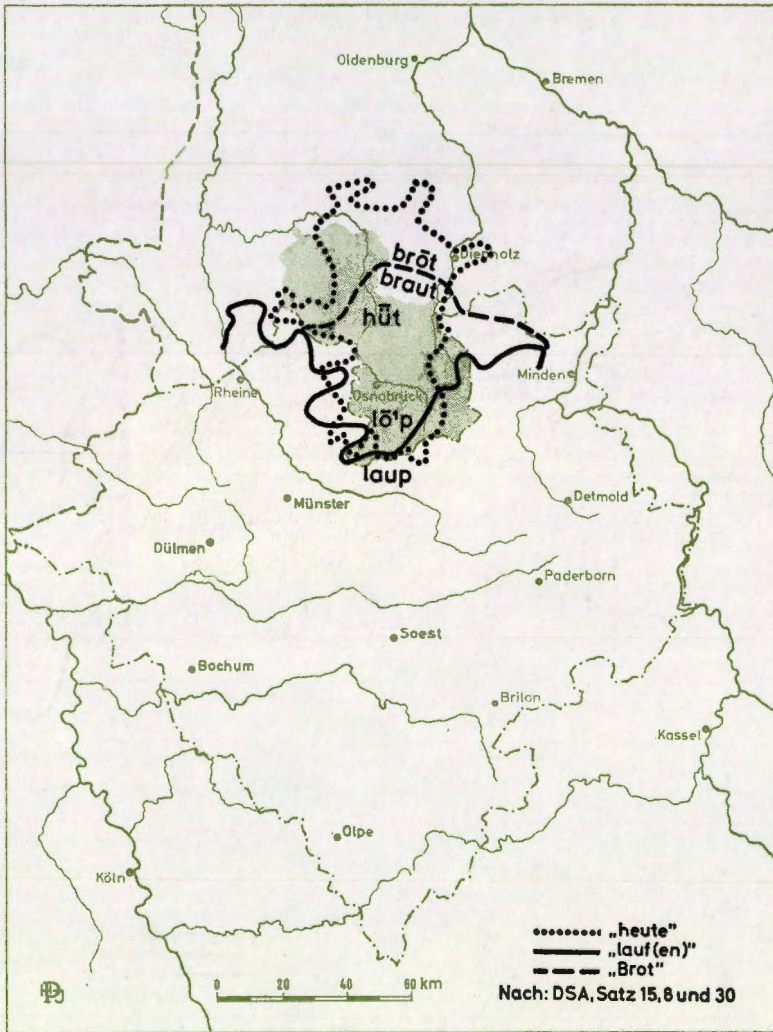
Sonst gehört aber das Osnabrückische durchaus zum gesamten Ostwestfälischen, wie wir gesehen haben. In andern Fällen geht es wenigstens mit dem Ravensbergisch-Lippischen oder Ravensbergischen allein zusammen. Auf der Karte 11 sind einige solcher Fälle zusammengestellt. Der Imperativ *gonk* 'geh' erfaßt auch noch Lippe. *Hell*, *beller* für „laut“ läßt das Lippische schon draußen. Übrigens ist das Wort „bell“, das auch im Rheinland in der gleichen Bedeutung gebraucht wird, wohl kaum gleich dem hd. Wort „hell“ mit seiner akustischen und visuellen Bedeutung.

Noch mehr auf das Osnabrückische beschränkt ist das Wort (K. 12) *loupm* mit δ^1 statt **laupm* mit δ^2 . Auf der DSA-Karte sieht es so aus, als ob das norddeutsche monophthongische δ^2 hier tief ins westfälische Diphthongierungsgebiet von $\delta^2 > au$ eingedrungen sei. Das ist es aber nicht. δ^2 ist im Osnabrückischen *au* bis zu der gestrichelten Linie, die nach der DSA-Karte „Brot“ gezeichnet ist. Woher stammt δ^1 ? Entlehnung einer fremden Aussprache, nämlich



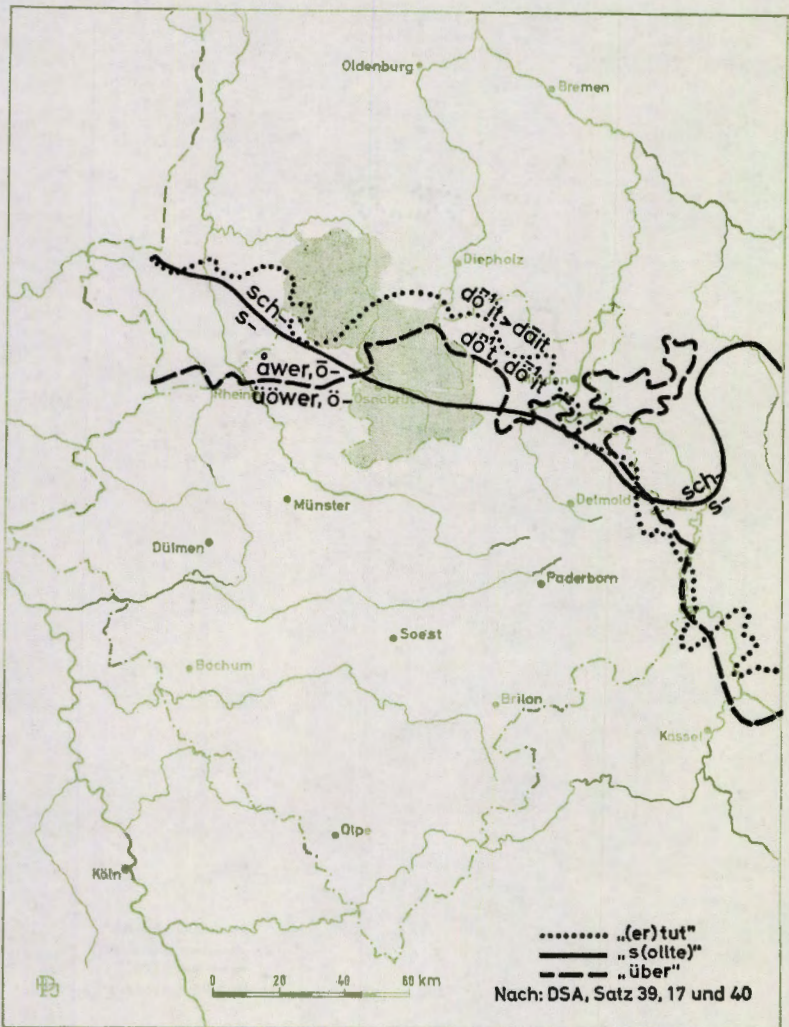
Karte 11

des norddt. *lōpm*, bei einem so alltäglichen Wort ist kaum anzunehmen. Verengung des offenen δ^3 zu dem geschlossenen δ^1 vor p ist auch unwahrscheinlich, da p in anderen Wörtern wie „kaufen, taufen“ diese Wirkung nicht hat. Wahrscheinlich ist das δ^1 über das Präteritum in den Infinitiv gekommen. Im Präteritum der



Karte 12

reduplizierenden Verben ist nämlich im Osnabrückischen das kurze *e* durch kurzes *ō*, das lange *e*⁴ durch langes *ō*¹ ersetzt worden. Es hieß also im Präteritum *lō¹t* 'ließ', *rō¹p* 'rief' und *lō¹p* 'ließ', heute *lōūt*, *rōūp* und *lōūp*. Von da konnte dann analog auch der Infinitiv von laufen *ō*¹ bekommen. Über die Präterita mit *ō* statt mit *ē* sei



Karte 13

hier weiter nichts gesagt. Mit ihnen stellt sich das Osnabrückische auf die Seite des Nordniedersächsischen. Bemerkenswert ist, daß Osnabrück für diese δ^2 im Präteritum δ^1 hat, während das benachbarte Nordniedersächsische δ^2 spricht.

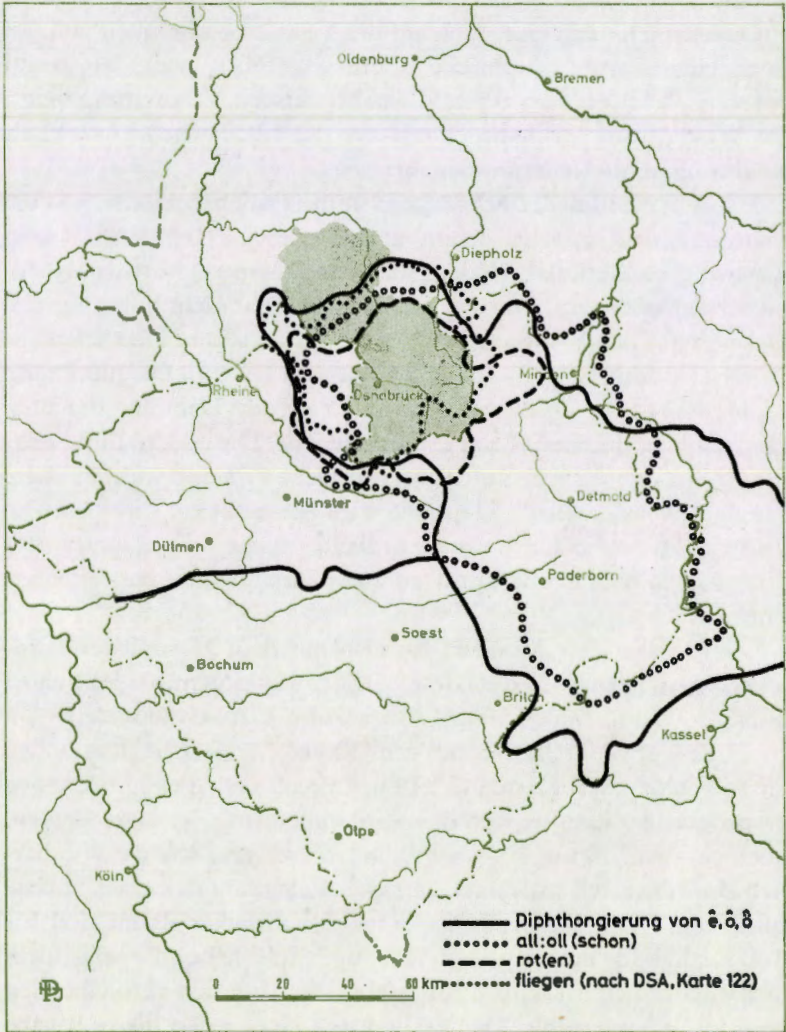
Obwohl ich mich eigentlich auf die Vokale beschränken will, sei doch eine wortgeographische Karte angeführt, weil das darauf gezeigte Wort eine so typisch osnabrückische Verbreitung zeigt, das Wort „heute“, osnabrückisch *hüte* (K. 12). Es ist hier wohl als Relikt, nicht als Neuerung aufzufassen⁵.

Mit dem Nordniedersächsischen hat das Osnabrückische, was die Lautgeschichte angeht, kaum etwas gemein. Ich wüßte kein wesentliches Merkmal. In der Höhe des Dämmers hört das Nordniedersächsische auf, und das Westfälische geht nicht höher hinauf. Das war auf den besprochenen Karten oft zu sehen. Hier seien zur Unterscheidung noch 3 Grenzlinien gezeigt (K. 13). Die punktierte Linie „(er) tut“ zeigt die Südgrenze der norddt. Dehnung der alten Diphthonge, die eben schon erwähnt wurde. Die andere Linie zeigt die Grenze zwischen anlautendem nördlichen *sch* und westfälischem *s* in dem Wort „sollen“. Die Linie wird nicht überall stimmen. Die dritte Linie schließlich trennt nördliches nicht umgelautes *öwer* von westfälischem umgelautes *öawer* und daraus entstandenen Formen.

Die Osnabrücker Mundart hat also mit dem Nordniedersächsischen, wenigstens was die Laute betrifft, wenig gemein. Sie gehört durchaus zum Süden, vor allem zum Ostwestfälischen. Am nächsten verwandt ist sie mit dem Ravensbergischen. Das sollen die folgenden zwei Karten (K. 14 u. 15), auf denen einige der eben besprochenen Lautgrenzen im Zusammenhang gezeigt werden, nochmal deutlich vor Augen führen⁶. Sie zeigen, wie die Mundart sich einordnet. Ich habe mich gefragt: Welche sprachlichen, welche lautlichen Merkmale der Sprache im Osnabrücker Raum sind für das Klangbild der Mundart wichtig? Ich habe die allgemein niederdeutschen Merkmale ausgeschieden. Von den verbleibenden habe ich 9 ausgewählt. Die Verbreitung eines jeden dieser 9 habe

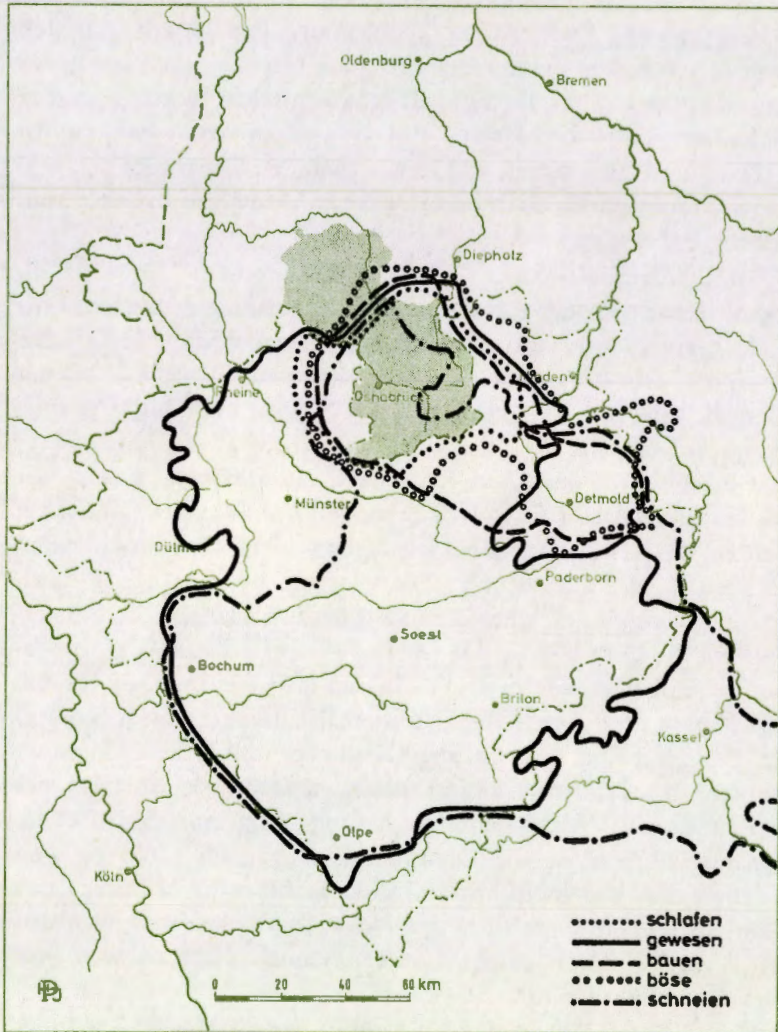
⁵ Man könnte wegen des *t* meinen, *hüte* sei aus dem Hochdeutschen entlehnt. Das Wort war aber allgemein westgerm. und mnd. als *hūde* und *hūte* belegt. Deshalb ist eine Entlehnung aus dem Hochdeutschen doch sehr fraglich. Vielleicht ist, als das intervokalische *d* ausgefallen war, der Deutlichkeit halber die hd. Form übernommen. Vielleicht ist in diesem Wort das *d* aber auch unabhängig vom Hochdeutschen zu *t* geworden. Vgl. CHR. SARAUW, *Nd. Forschungen*. Bd. I Kopenhagen 1921, S. 396.

⁶ Es war zeichnerisch nicht gut möglich, neun Linien auf einer Karte zu vereinigen. Sie mußten auf zwei Karten verteilt werden. Man lege die Karten in Gedanken übereinander.



Karte 14

ich durch eine besondere Grenzlinie gekennzeichnet. Man sieht, wie sich alle Linien im Norden als Bündel um Osnabrück herumlegen. Würde man die einzelnen Gebiete auch noch durch Schraffuren kennzeichnen, dann erhielte man ein dunkles Kerngebiet, in dem alle 9 Merkmale gelten und so abgestuft immer hellere Gebiete.



Karte 15

in denen immer weniger von den 9 Merkmalen bekannt sind. Hier zeigt sich das Osnabrückische klar als Untermundart des Ostwestfälischen. Wir sehen, wie im Ostteil des Osnabrückischen im Übergang zum Minden-Ravensbergischen die Lautlinien mehr oder weniger von einander abweichen. Dasselbe ist der Fall im Westen,

in den früheren Grafschaften Tecklenburg und Oberlingen. Ich kann hier auf den Verlauf der einzelnen Grenzlinien nicht näher eingehen. Im Südosten zum Ravensbergischen wird gern der Violenbach, ein Bach, der von Borgholzhausen kommend, östlich Melle in die Else mündet, als Grenze zwischen Osnabrückisch und Engrisch angegeben. Es ist die Grenze der relativ jungen Diphthongierung des langen i \ddot{u} .

Deutlich tritt die starke Grenze gegenüber dem Münsterländischen hervor. Auf der Karte ist nur ein gemeinsames Merkmal für beide Gebiete von den 9 übrig gebliebenen, die westfälische Brechung, d. h. die Diphthongierung der kurzen Vokale in offener Silbe, Beispiel hier „*Wiäcke*“ ‘Woche’. Nun ist die Kluft zwischen Osnabrück und Münster aber doch wohl nicht ganz so tief, wie es hier scheint. Auf der Karte hätte noch die Diphthongierung der offenen langen \hat{e} und \hat{o} -Laute als besonderes Merkmal eingezeichnet werden sollen. Dann wären wenigstens zwei Gemeinsamkeiten von den 10 herausgekommen. Die schwarze Linie auf K. 14 nördlich der Lippe gibt die ungefähre Südgrenze, bis zu der im Münsterland wie in Ostwestfalen die offenen \hat{e} - und \hat{o} -Laute, also umgelautetes langes \hat{a} (wie in *laige* ‘schlimm’), \hat{o}^2 wie in *Baum* ‘Baum’ und \hat{o}^2 wie in *Baime* ‘Bäume’ früher als die geschlossenen \hat{o}^1 \hat{o}^1 diphthongiert sind. Obwohl also Osnabrück und Münster in dieser Hinsicht im Prinzip übereinstimmen, weichen sie doch in der Durchführung dieser Diphthongierung von einander ab. Im Osnabrückischen ist die Diphthongierung noch nicht so weit durchgeführt wie in Münster. Daher heißt es in Münster etwa *baime* ‘Bäume’, in Osnabrück erst *bäume*, in Münster *raut*, in Osnabrück *raut* ‘rot’ mit einem dumpferen noch nicht so weit entwickelten Diphthong.

Wenn ich nun Gründe für den Verlauf der verschiedenen Mundartgrenzen angeben sollte, müßte ich sogleich sagen: ich kenne sie nicht. Mit den alten Territorialgrenzen stimmen sie, wie auf den Karten zu sehen war, nur wenig überein. Wo sie mal zusammengehen, braucht deshalb noch nicht die Territorialgrenze die Mundartgrenze an sich gezogen haben. Beide Grenzen können auf denselben uns unbekanntem historischen Unterschieden beruhen. Ganz auffällig ist der sehr große Unterschied zwischen der Mundart des nördlichen Teiles des Kreises Bersenbrück und der osnabrückischen

Mundart, obwohl dieser nördliche Teil immer zum Territorium des Fürstentums gehört hat, andererseits die fast vollkommene Übereinstimmung Osnabrücks mit der alten Grafschaft Tecklenburg, obwohl sie politisch immer getrennt waren.

Seit der Reformation war das Fürstbistum Osnabrück konfessionell gespalten. Es regierten abwechselnd ein evangelischer und ein katholischer Fürst-Bischof. Katholiken und Evangelische waren weitgehend durch eine äußere kirchliche Gemeinschaft verbunden, sowohl in der kirchlichen Gerichtsbarkeit wie im Kult: gemeinsame Kirchen, Beichtstühle und Taufsteine für Evangelische und Katholiken in denselben Kirchen, Amtshandlungen kath. Pfarrer für Evangelische, etwa bei Taufen, Trauungen und Beerdigungen. Da kann man sich denken, daß im Fürstbistum Osnabrück die Konfessionsgrenzen keine Rolle spielen. Auch sonst ist die Konfessionszugehörigkeit nicht für die Ausbildung der Mundartgebiete maßgebend gewesen, höchstens, daß an den Randzonen der Mundarten die Konfessionszugehörigkeit darüber entschied, ob ein Ort sich dieser oder jener Aussprache anschloß, dieses oder jenes Wort gebrauchte. Aber im ganzen hat sich die Ausdehnung der Osnabrücker Mundart nicht nach den Konfessionsgrenzen gerichtet. Die Mundartgrenze geht quer durch evangelisches, quer durch katholisches Gebiet. Andererseits war die Grafschaft Tecklenburg rein evangelisch, das angrenzende südöstliche Osnabrück katholisch. Aber die Mundart ist die gleiche.

Die Grenze der Säule, des Gecks als Giebelschmuck gegenüber den Pferdeköpfen⁷ verläuft etwas westlich von Osnabrück, also mitten durch das Gebiet der Osnabrücker Mundart. Diese Giebelzier gehört zum Steilgiebel, kann also nicht alt sein. Mit den Engern hat sie nichts zu tun.

Die unsichere Dukatsgrenze zwischen Engern und Westfalen stimmt auch mit keiner größeren Mundartgrenze überein.

Im einzelnen kann man natürlich leicht für manche kleine Mundartstrecke Übereinstimmung mit irgendeiner anderen historischen Grenze feststellen, vor allem, wenn man Kirchspiels- und Amtsgrenzen hinzuzieht. Aber bestimmend für die größeren Mundartgebiete sind sie nicht gewesen.

⁷ Vgl. K. BRANDI, *Stammesgrenzen zwischen Ems und Weser*. Mitt. d. Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück. Bd. 18, 1-14.

Ebenso wenig wie diese geschichtlichen Kräfte hat auch die natürliche, die geographische Beschaffenheit des Landes die Mundartgrenzen bestimmt. Im Norden greift die Mundart ins Tiefland hinein, sogar über das Große Moor. Damme, obwohl nördlich des großen Moores, spricht westfälisch bzw. osnabrückisch. Es gehörte aber zum Fürstentum Osnabrück. Auch im Süden ist nicht der Kamm des Teutoburger Waldes die Mundartgrenze. Sie verläuft vielmehr etwas südlich von ihm. Doch bildet das große Sand-Heide-Gebiet von Lippstadt-Paderborn bis Rheine an der Ems entlang die Grenze zwischen Münsterländisch und Ostwestfälisch. Die Besiedlungsgeschichte dieses Gebietes hat dann wohl die genauere Grenze bestimmt, sowohl die politische wie die mundartliche.

Nun wird aber der eine oder andere sich sagen: alles ganz gut und schön, aber wenn ich mir andere Merkmale ausgesucht hätte, wäre ein anderes Kartenbild herausgekommen. Das kann sein; aber welche anderen Merkmale, die das Klangbild der Mundart wesentlich bestimmen, sollten das wohl sein? Wenn man allerdings statt lautlicher Merkmale Formen oder syntaktische Eigenarten, also Sprachelemente, die mehr den geistigen Bau der Sprache betreffen, zugrunde legte, dann würde auch wohl ein ziemlich anderes Bild zustandekommen.

Interessant und auch wohl von einigem Wert wäre es, unsere Lautkarte mit einer solchen Karte zu vergleichen und den Gründen für ihren verschiedenen, oder auch gleichen, Grenzverlauf nachzuspüren. Das könnte ein Beitrag sein zur Lösung der Frage: Wie weit sind die lautlichen Änderungen unserer Sprache rein natürlich bedingt, wie weit geistig?

Münster (Westf.)

FELIX WORTMANN

Niederdeutsche Bezeichnungen des Kettengliedes (mit einer Faltkarte)

I. Zur Vorgeschichte der Kette bei den Germanen

Aus zahlreichen vorgeschichtlichen Bodenfunden wissen wir, daß unsere germanischen Vorfahren schon Metallketten kannten, deren Glieder entweder geschmiedet oder mit großer Kunst ineinanderhängend gegossen waren. Aus den Fundumständen geht eindeutig hervor, daß diese Ketten nicht zur Fesselung von Tieren oder Gefangenen dienten, sondern nur als Schmuckstücke oder Würdezeichen verwendet wurden. Das stimmt zu dem Zeugnis römischer Autoren, die uns berichten, daß die Fürsten der Gallier und Germanen solche Halsketten (*torques*) als Abzeichen ihres Ranges trugen¹. Der sprachgeschichtliche Befund bestätigt die archäologische und historische Überlieferung: es gibt zwar eine Reihe alter germanischer Bezeichnungen für die Schmuckkette, nicht aber für die Fesselkette. Ein altes idg. Erbwort liegt vor in ahd. *menni*, ags. *mene*, anord. *men* 'Halsband, -schmuck', das als langobardisches Lehnwort noch in einigen oberitalienischen Mundarten als 'Hundehalsband' erhalten ist² und nach Ausweis anderer idg. Sprachen (z. B. aind. *manih*, lat. *monile*, griech. *maniákēs* 'Halsband') schon in gemeinidg. Zeit von dem Erbwort für 'Hals', das in unserem Wort *Mähne* fortlebt, abgeleitet worden ist. Es bezeichnet nach seiner Herkunft also jede Art von Halsschmuck, außer Ketten z. B. auch die seit alter Zeit beliebten Perlenhalsbänder. Das gleiche gilt auch von andern 'Halsschmuck'-Bezeichnungen germanischer Einzelsprachen, wie ahd. *snuobili*, *kispan*, ags. *bōl* und *sigele*, mnd. *vātinge* bzw. mhd. *vazzunge* und anord. *sorvi*³.

¹ Ausführlich darüber K. HAUCK, *Halsring und Abnenstab*. In: P. E. SCHRAMM, *Herrschaftszeichen und Staatssymbolik* 1 (1954), 145–212.

² E. GAMILLSCHEG, *Romania Germanica* 2, 151; REW 5495.

³ Das Anord. kennt daneben in der poetischen Sprache auch *sorvar* 'Krieger', das wie in got. *sarwa*, ahd. *saro* eine Bedeutung 'Rüstung' voraussetzt. Diese möchte POKORNY, *Idg. etym. Wb.* 911, wegen der Verwandtschaft mit lat. *seriēs* 'Reihe, Kette' auf die Bedeutung *'geknoteter, geknüpfter Harnisch' zurückführen. Im Hinblick auf die parallele Bildung griech. *hōrmos* 'Kette, Halsband' (**sormo-*) könnte man aber die Bed. 'Halsschmuck' für älter halten, zumal die Bedeutungsentwicklung 'schmücken' > 'rüsten' sich öfter nachweisen läßt, vgl. Otfrids *sib fazzōn* 'sich rüsten', das zum oben erwähnten mhd. *vazzunge* 'Schmuck', got. *fētjan* 'schmücken' gehört. Entsprechend geht ahd. *brusien* 'schmücken, ausrüsten', ahd. *brust*, ags. *byrst* 'Schmuck, Ausrüstung' offenbar auf ags. *brēodan* 'schmücken' zurück.

Daß die Germanen zur Fesselung von Missetätern keine Metallketten, sondern Seile aus Weidenzweigen, Bast oder Lederstreifen verwendeten, lehren auch die Moorleichenfunde⁴. Kriegsgefangenen und Dieben pflegte man seit alter Zeit die Hände auf dem Rücken überkreuz zusammenzuschüren. In dieser Stellung sind auf zahlreichen römischen Skulpturen und Bildern gefangene Germanen abgebildet, und mittelalterliche Handschriften und Bilder zeugen vom langen Fortleben dieses Verfahrens⁵. Als eines der vielen literarischen Zeugnisse sei nur die Schilderung des gefesselten Tristrant durch Eilhart von Oberg angeführt: *sie bundin in mit bandin, die bende zū rucke . . . recht als eime dibe* (3952ff.). Das hier gebrauchte *bant* gehört zu den ältesten und verbreitetsten germanischen Bezeichnungen des Fesselseils; es begegnet in dieser Bedeutung als asächs. ahd. anord. *band* (daneben als ahd. Kollektivbildung *gibenti*), got. *bandi* f., ags. auch ablautend *bind* n. 'Fessel'. Gelegentlich wird das Wort durch Bestimmungswörter verdeutlicht: alte Fachwörter sind wahrscheinlich afries. *bremendar*, das wie got. *naudibandi* 'Preßfesseln' bedeutet⁶, während asächs. *herubendi* 'Verderben bringende Fesseln' und *litubendi* 'Gliederfesseln', die im Heliand belegt sind, und das *haftbandi* des ersten Merseburger Zauberspruchs eher der poetischen Sprache angehören dürften. Andere altgermanische Bezeichnungen, die eine Seilfesselung voraussetzen, sind etwa ags. *tēage* 'Band, Riemen, Fessel', *hæft* 'Fessel', *sālrida* 'gefesselt' (zu *sāl* 'Seil' und *-rida* wie in *beddrida* bettlägerig, gelähmt), *rāp(l)ing* 'Gefangener' (zu *rāp* 'Seil'), *wīdig(e)* und *widde* 'Weidenband, Fessel'.

Da die Geschichte der Kette und die Bezeichnungen des Kettengliedes im Germanischen ohne die Kenntnis der alten Fesselungsarten nicht voll verständlich ist, müssen wir diese Seite des germani-

⁴ P. V. GLOB, *Jernaldermanden fra Granballe*. Kuml, Årbog for Jysk arkæologisk Selskab, 1955, S. 103f. – Die Kenntnis der archäologischen Literatur verdanke ich der Hilfsbereitschaft meines Münsterschen Kollegen K. TACKENBERG.

⁵ KARL SCHUMACHER, *Germanendarstellungen, I. Darstellungen aus dem Altertum*. Kataloge des Römisch-Germanischen Zentralmuseums zu Mainz, Nr. 1, Mainz 1935, Tafel 6, 11, 12, 13 u. a. – Zum Fortleben vgl. etwa HANS FEHR, *Das Recht im Bilde*, Zürich 1923, Abb. 22, 57, 65.

⁶ Diese Übersetzung wird gestützt durch anord. *naupr* 'Not', im Plural 'Fesseln' und asächs. *on herubendion narawo ginōdid* 'in Fesselstricken eng zusammengepreßt' (Heliand 5489).

sehen Gefangenenwesens noch etwas genauer betrachten. Aus dem alten Wortschatz ergibt sich, daß außer der Hand- auch die Fußfesselung angewandt wurde. Fußfesseln spielten seit uralten Zeiten auch in der Viehzucht eine Rolle. Man brauchte sie, um weidendes Vieh am Fortlaufen zu hindern, ohne ihm die Möglichkeit zu nehmen, beim Grasen langsam, schrittweise weiterzugehen. Dies wurde dadurch erzielt, daß man vielfach um die Fesseln beider Vorderfüße Gabelhölzer legte, die mit Wieden zusammengedreht und durch einen Strick miteinander verbunden waren, so daß das Tier nur kleine Gehschritte machen, aber nicht laufen konnte. Fußfesseln dieser Art, die also im Prinzip aus zwei verbundenen Fußschellen bestanden, legte man im Altertum auch gern Gefangenen und Sklaven an. Die griechischen und lateinischen 'Fußfessel'-Bezeichnungen *pédē* bzw. *pedica* und *compēs*, durchsichtige Ableitungen von idg. **pēd-* 'Fuß', haben eine genaue Entsprechung im Germanischen: asächs. *feteros*, mnd. *veter*, ahd. *fezzera*, ags. *fetor*, anord. *fjóturr*. Das zugrundeliegende germ. **fetra-* ist eine *-ra*-Ableitung von germ. *fet-* 'Fuß', das z. B. in norw. *fet* 'Schritt, Fußspur', ags. *gefetan* 'fallen' und *fet* 'Reise' erhalten ist. Die ursprüngliche Bedeutung 'Fußfessel' hat das Altnordische bewahrt, z. B. in Vers 149, 6–7 des eddischen Gedichts *Hávamál*: *sprettr mér af fótóm fjóturr, | en af þóndóm þapt* „es springt mir die Fußfessel vom Fuß, die Handfessel (Haft) von den Händen“. Auch manche deutsche Landschaften gebrauchten *vessere* noch im späten Mittelalter speziell für die 'Fußfessel', wie die im Deutschen Rechtswörterbuch unter Fessel mitgeteilten Belege erkennen lassen. In England hat sich der Sinn dagegen früh zu 'Fessel' überhaupt erweitert, so daß die engere Bedeutung 'Fußfessel' gelegentlich schon im Altenglischen durch das Bestimmungskompositum *fōtfetera* ausgedrückt wurde.

Als die Germanen noch keine eisernen Fesselringe oder Schellen verwendeten, scheinen sie die Füße ihrer Gefangenen in ausgehöhlte, vielleicht einseitig gespaltene Baumstämme oder ähnliche Fesselblöcke eingeschlossen zu haben. Darauf deuten jedenfalls die Bezeichnungen asächs. *thrüb* '(Fuß)fessel' (zu mhd. *driuben*, *drüben* 'fangen, fesseln', ags. *gedrȳn* 'drücken, binden'), ahd. *kembil*, ags. *camp* 'Fessel' (zu norw. *kimbel* 'Bündel', *kams* 'Leberklöße', Wurzel **kemb-* 'zusammendrücken'), ags. *clamm* 'Fessel' (zu dt. *Klammer*,

ahd. *klamma* 'enge Schlucht'). Solche Gefangenenstöcke, die im späteren Mittelalter aus zwei verschraubten oder zusammengeschlossenen Teilen bestanden, blieben noch lange nach der Einführung von Eisenketten im Gebrauch, weil sie ein ausbruchssicheres Gefängnis überflüssig machten.

Sobald die Germanen mit den Römern in Berührung kamen, lernten sie auch deren Gefangenenwesen und damit Fesselungsmethoden kennen. So zeigt z. B. eine römische Darstellung aus der Frühzeit des Kaisers Vespasian (um 70 n.C.), die in Mainz ans Tageslicht gekommen ist⁷, zwei gefangene Germanen, die mittels Halseisen aneinandergekettet sind. Aus dem 1. nachchristlichen Jahrhundert kennen wir ferner ein in Fiesole gefundenes Reliefbruchstück⁸, auf dem ebenfalls zwei germanische Gefangene dargestellt sind, deren Hände nicht nur auf dem Rücken kreuzweise gefesselt, sondern außerdem noch mit einer Kette an einen Baum gebunden sind. Die Germanen, die auf solche Weise die Überlegenheit der römischen Fesselungsarten am eigenen Leibe kennenlernten, werden nicht lange gezögert haben, die wirksamen eisernen Ketten und Schellen samt andern Einrichtungen des Gefangenenwesens und Strafvollzugs aus dem west- und oströmischen Reich zu übernehmen.

Den Beweis dafür liefert uns wieder die Wortgeschichte. Schon in den ersten Jahrhunderten n.C. entlehnten Goten und Westgermanen nach Ausweis von got. *karkara*, ahd. asächs. *karkāri* und ags. *carcern* das lat. *carcer* 'Gefängnis'. Bei den Angelsachsen traten später auch *crūcet-hūs* 'Folterkammer' (lat. *cruciatūs*) und *cweart-ern* 'Gefängnis' (vlat. **quartarium*), vielleicht auch ags. *feorcol*, asächs. *fercal* 'Kerkerriegel' (falls wie frz. *verrou*, afrz. *ferrol* 'Riegel' aus lat. *vericulum*)⁹ neben heimische 'Gefängnis'-Bezeichnungen, wie *heador*, *nierwā* und *blin-ræced*. Auch in der Fesselungstechnik, die uns in diesem Zusammenhang vor allem interessiert, zeigt sich der Einfluß der Mittelmeerländer.

⁷ K. SCHUMACHER (vgl. Anm. 5), Tafel 15, Abb. 53.

⁸ Ebd. Tafel 13, Abb. 46.

⁹ E. H. SEHRT, *Old Saxon Fercal*, *Modern Language Notes* 40, 62.

Die 'Fessel'-Wörter des Gotischen

In der westgotischen Bibelübersetzung des 4. Jahrhunderts läßt sich allein am sprachlichen Ausdruck das Nebeneinander altheimischer und neuer, mittelmeeischer Fesselungsarten feststellen. Zur Übersetzung des gewöhnlichen griechischen 'Fessel'-Wortes *desmós* verwendete Wulfila ausnahmslos das ererbte germ. *bandi*, worunter wir uns, wie gesagt, Seilfesseln vorzustellen haben. War in seiner griechischen Vorlage dagegen von *hálysis* 'Kette' die Rede, so verband der Gote damit offensichtlich eine andere Fesselungsvorstellung; denn statt *bandi* wählte er drei andere Übersetzungen, um die feinen sachlichen Unterschiede, die sich hinter dem einen griechischen Wort verbargen, möglichst genau zum Ausdruck zu bringen. Im Epheserbrief 6, 20, wo Paulus, auf seine leichte Untersuchungshaft in Rom anspielend, sich selbst als Bote „in Ketten“ (*en hálysei*) bezeichnet, übersetzte Wulfila das griechische Wort durch *in kunawidom*. Er verwendete hier also ein altes germanisches 'Fessel'-Wort, das auch der erste Merseburger Zauberspruch in der entstellten Form *cuoniouuidi* als Fessel für Kriegsgefangene überliefert. Um den Inhalt des alten Wortes genauer zu bestimmen, müssen wir die wenigen übrigen ahd. und ags. Belege genauer analysieren. In der ältesten deutschsprachigen Überlieferung aus der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts, dem sog. Abrogans, glossiert *kbunauithi*, *chunuwidi* das lat. *catena* 'Fessel' (Ahd. Gl. 1, 204,32), das seinerseits der Erklärung von *laqueari*, *striki* dient. Zugrunde liegt letzterem wohl Isidors *laquearius* 'Gladiator, der Fliehende durch Überwerfen einer Schlinge (*iniecto laqueo*) fängt und niederwirft' (Etym. 18,56). Wenige Zeilen weiter begegnet im Abrogans nochmals *kbunauithi* für *catene*, das selbst ein Interpretament des entstellten lat. *loconie* ist, welches der ahd. Übersetzer als *uithi*, also 'Weidenring oder -gerte', verstand. In der ahd. Glossenüberlieferung begegnet es dann noch einmal in der Form *chunuwit* für *murenule*, *catenule teretes* (3,349,7), also 'Halskette', das sich in der Bedeutung dem ags. *cynewidde*, *redimicula* 'Kopf-, Haarband'¹⁰ nähert. Im Hinblick auf andere 'Ring'-wörter, die zugleich den Schmuckring und das Halseisen bezeichnen, etwa ahd. *boug*¹¹ und

¹⁰ WRIGHT-WÜLKER, *Anglo-Saxon and Old English Vocabularies* 43,41; 513,25.

¹¹ *Ahd. Wb.* 1, 1291.

frz. *carcan*, liegt es nahe anzunehmen, daß germ. **kunawidō* / **ku-niwidjō* auch einen 'aus Wieden zusammengedrehten Ring', vorzugsweise wohl 'Halsfessel' bedeutet hat, zumal das Simplex ahd. *wit*, asächs. *with*, afries. *withthe*, *witte*, ags. *wippe*, mnl. *wisse* nicht nur einen 'aus Weiden geflochtenen Strang', sondern auch 'Weidenring, Halsband, Schlinge' bedeuten kann. Im Bestimmungswort wird man schwerlich das germ. **kuniz* 'Stammeshäuptling' sehen und das Kompositum als 'Häuptlings- oder Priesterbande für den kultisch Geopferten' deuten dürfen¹², sondern mit größerer Wahrscheinlichkeit darin einen Verwandten von anord. *kam* 'Beule', nl. *koon* 'Wange', nisl. *ká* 'Heu wenden'¹³ vermuten. POKORNY deutet got. *kunawida* als 'gebogenen Strick', wir würden lieber sagen 'aus Wieden zusammengedrehten Fesselring'. Es wird vermutlich fast gleichbedeutend gewesen sein mit ahd. *halta*, mnd. *helde*, norw. *belda*, schwed. *hälla*, das auch solch einen Ring zum Fesseln von Tier und Mensch bezeichnet, und ahd. *fuaz-skal* 'Fußschelle', ags. *fetor-wrāsen* 'catena, compes' (zu *wriþan* 'zusammendrehen') oder obdt. *Klinke* 'Schlinge', das nach Ausweis des ins Litauische entlehnten *klingsis* 'Halseisen' ehemals dem Norddeutschen auch in dieser Bedeutung geläufig gewesen sein muß.

Nach der gotischen Bibelübersetzung war Paulus während seiner zweijährigen verhältnismäßig leichten Untersuchungshaft in Rom mittels einer solchen *kunawida*, wie sie den Goten vom Kriegsgefangenenwesen her bekannt sein mußte, gebunden. Als der Apostel aber in seiner zweiten Gefangenschaft, die ungleichschwerer war (2. Tim. 1, 16), wieder von seinen Fesseln schreibt, mit denen er jetzt „wie ein Missetäter“ (2. Tim 2, 9) gebunden war, übersetzt Wulfila das gleiche griechische *hálysin* durch *naudibandjo*. Vermutlich dachten die Goten dabei an die gewiß auch bei ihnen übliche Fesselung der Verbrecher durch Zusammenschnürung der auf dem Rücken gekreuzten Handgelenke.

Nur wo im Bibeltext die Fesseln Geisteskranker erwähnt werden, sah sich der gotische Übersetzer genötigt, ausdrücklich von eisernen Banden zu sprechen, weil sonst die übermenschliche Gewalt der Dämonen, die dem Besessenen die Zerstörung selbst

¹² R. MEISSNER, in: *Festgabe für Fr. v. Bezold* (1921), 126–141. Danach auch SIEG, PBB (Halle) 82, 365 ff.

¹³ J. POKORNY, *Idg. etym. Wb.* 397.

eiserner Hand- und Fußfesseln ermöglichte, nicht gebührend zum Ausdruck gekommen wäre. Deshalb überträgt der Gote das hier pluralisch verwendete gr. *balýsesin* durch *naudibandjom eisarneinaim* (Mk. 5,3. 4) und *eisarnabandjom* (L. 8,29). Er hat also keine eigenen gotischen Ausdrücke für die Eisenfessel, sondern drückt den neuen Inhalt entweder durch das hinzugesetzte Adj. *eisarneins* oder durch eine Zusammensetzung mit dem Bestimmungswort *eisarna-* aus. Man gewinnt den Eindruck, daß die Goten eiserne Fesselringe und -ketten nicht kannten. Noch deutlicher geht dies aus der schwerfälligen Umschreibung der gr. *pédē*, d.h. der 'eisernen Fußfessel' hervor, die ebenfalls anlässlich der Heilung Besessener an den genannten Stellen erwähnt wird. Luk. 8,29 konnte er zwar *pédais* mit dem echt gotischen *fofubandjom* übersetzen, weil im Folgenden nur gesagt wird, daß der Besessene die *desmá*, also 'Bande' (got. *bandjos*) zerstörte, aber Mk. 5,4, wo es genauer heißt, daß er die Handschellen abriß und die Fußfesseln zerrieb, mußte den Hörern zum genauen Textverständnis deutlich gemacht werden, daß auch die Fußfesseln aus Eisen hergestellt waren. In dieser Zwangslage umschrieb Wulfila das bei den Goten offenbar ungebräuchliche 'Fußeisen' als *tho ana fofum eisarna* 'die Eisen an den Füßen' oder sprach noch umständlicher von *eisarnam bi fofuns gabuganaim* 'den um die Füße gebogenen Eisen'.

Fessel und Kette im Westgermanischen

Wulfilas naheliegende Lösung, eine dem Gotischen fehlende Bezeichnung für die Eisenfessel durch den Zusatz 'eisern' zu den geläufigen Ausdrücken für die altererbte Seilfessel auszudrücken, ist im Westgermanischen nur von geringer Bedeutung gewesen. Wir finden im Angelsächsischen und Althochdeutschen zwar gelegentlich solche Versuche, indem etwa ags. Glossatoren das wahrscheinlich aus griech. *sphalós* 'Fußfessel' entstellte gleichbedeutende mlat. *balus* mehrfach durch das Kompositum *ise(r)nfetor*¹⁴ wiedergaben oder in ahd. Glossierungen entsprechend *isanhalta* gebildet

¹⁴ Bei WRIGHT-WÜLKER, *Anglo-Saxon . . . Vocabularies*, ist diese Glossierung 5mal belegt (s. lat. Index), die Übersetzung *forfix*, *isernfetor* scheint ein fehlerhaftes griech.-lat. Vokabular vorauszusetzen, in dem *sphalós* 'Fesselblock' mit *psalís* 'forfex, Schere' verwechselt wurde. Die ahd. Glosse *balus, fetor* (5, 46, 24) ist gewiß englischen Ursprungs.

wird, um *nervus, vinculum ferreum, quo pedes vel etiam cervices impediuntur* zu übersetzen (Graff 4,906), aber im übrigen sind die wgerm. Wörter für eiserne Fesseln und Ketten entweder durch Bedeutungsanpassung aus den älteren Seilfessel-Bezeichnungen oder Entlehnungen aus dem Lateinischen gewonnen worden. Zur ersten Gruppe gehört vor allem

westgerm. **rakantja*.

Eine eingehende Erörterung dieses Wortes verdanken wir ERIK ROOTH¹⁵. Ausgehend von mnd. *rekenste* 'Fessel, Kette', das nur in der frühmnd., im westfälischen Mundartgebiet entstandenen Apokalypse belegt ist, zeigte er, daß dies Wort nach Ausweis von ahd. *rahhinza*, ags. *racente* f. 'Kette, Fessel', engl. dial. *rackan* 'Kette, woran ein Kessel hängt', anord. *rekendr* f. pl., *rekendi* n., nisl. *rekindi* 'Kette' ehemals im West- und Nordgermanischen weit verbreitet gewesen sein muß. Die Bedeutung 'Eisenkette' ist sekundär; denn ahd. *rahhinza* und altrhein. *rakinza*¹⁶ glossieren roman. *baca, бага* 'Fesselschelle' bzw. *boga, boia* 'Halseisen, Halsschelle'. In die germanische Sachwelt übersetzt, bedeutet das also: den aus Wieden, Bast-, Flachs- oder Hanfseilen, auch Riemen zusammengedrehten Ring, der dem Gefangenen um Hals oder Handgelenk gelegt wurde. Bestätigt wird dieser Bedeutungsansatz durch eine poetische Umschreibung des Gefangenen in der ags. Dichtung: *mē rīdēð racentan sāl* 'mich drückt der Fessel Seil'.

In dieselbe Richtung weist auch die Etymologie. Das Wort ist nämlich, wie ROOTH überzeugend dargelegt hat, nächstverwandt mit nl. *reeks* 'Reihe', mnl. *raex, reecx* 'Kette', das auf **rakusa* / *rakisa* zurückgehn dürfte. Das zugehörige aschwed. *reka* 'befestigen' deutet auf ein zugrundeliegendes germ. Verb **rekan* 'strecken, spannen', dessen Bedeutung sich in zweifacher Richtung entfaltet hat: einerseits zu 'straffen, gerade machen', andererseits zu 'binden, befestigen'. Die Bildungen beider Bedeutungskreise zeigen vielfach (expressive?) Dehnung des stammauslautenden Konsonanten. Zum ersteren ge-

¹⁵ E. ROOTH, *Nordseegermanische Beiträge*, Stockholm 1957, 51 ff.

¹⁶ Nur belegt in den altdeutschen Prudentiusglossen: Ahd. Gl. 2,485,53; 498,12; 567,50; 574,47. – Zur Mundart des Brüsseler Codex 9987, der die angeführte Form *rakinza* bietet, vgl. die interessanten Bemerkungen von E. ROOTH a. a. O. 54.

hört z.B. mit einfachem germ. *-k-* schwed. *rak* 'gestreckt, gerade', nl. *raak* 'zieltreffend', *raken* 'treffen', ahd. *gereh* 'wohlgeordnet', mnd. *reke* 'Reihe; gute Beschaffenheit', mit gedehntem *-kk-* außer nhd. *recken* (= got. *rakjan*) mhd. *rack* 'straff, gespannt, steif', mnl. *rac*, dt. *Reck* 'gerade Stange'. Von den Abkömmlingen der zweiten Bedeutungsgruppe 'binden, befestigen' haben den einfachen Konsonanten außer *rekente*, nl. *reeks* und aschwed. *reka* wohl auch aschwed. *hurraka* (**hurð-raka*) 'Weidenring zur Befestigung der Tür am Pfosten'¹⁷ und engl. *rake* 'Ausbuchtung am Vorder- und Hinterschiff'¹⁸, während aschwed. *vagbrakke* 'Seil- oder Weidenring, womit das Hecktor am Pfosten befestigt ist', anord. *rakki* = ags. *racca* 'Stropp (halbkreisförmiger Bügel, Tau- oder Kettenring), womit die Raa am Mast gehalten wird' und schwed. *rack* 'gebogenes Holzstück am Netz', 'Schlitten mit stark gebogenem Vorderteil' wiederum Konsonantendehnung aufweisen. Die ganze Wortsippe macht es so gut wie sicher, daß wir in arhein. *rakinza* 'Fessel' tatsächlich eine Ableitung vom Stamme *rak-* in der Bedeutung 'binden' zu sehen haben, der in außergermanischen Sprachen zahlreiche Entsprechungen hat, z.B. lit. *rėžti* 'straffen, recken' und griech. *orégein* 'recken'. Für die Richtigkeit dieser zuerst von ERIK Rooth vorgetragenen Deutung spricht übrigens auch die genaue Bedeutungsparallele des unverwandten mhd. *ric* 'Band, Fessel', schwäb. schweiz. *Rick* 'Schlinge, Öse, Schleife'¹⁹, das zu nd. *Rick* 'langer, dünner Baumstamm, Lattengestell'²⁰ gehört und von dem in ahd. *reichen* 'sich erstrecken', air. *rigim* 'strecke', mir. *ārach* 'Fessel' (**rigo-*) usw. vorliegenden idg. *reig-* 'recken'²¹ abgeleitet ist.

Unter ahd. *rabinza*, ags. *racente* werden wir uns also wohl einen aus Wieden, Riemen oder Stricken zusammengedrehten Fesselring vorstellen müssen, der die Funktion einer Hand-, Fuß- oder Halschelle hatte. Daran wird ein Seil (ags. *recentēah*, *-tēge*, *hildewrāsen*, *līne*) befestigt gewesen sein, sei's, daß man den Gefangenen daran führte oder, wie z.B. in der Apostelgeschichte 12,6 von Petrus

¹⁷ SAOB: *rack* sbst.²

¹⁸ OED: *rake* sb.⁴.

¹⁹ FISCHER 5, 337. – Schweiz. Id. 6, 815: *Rick*.

²⁰ Vgl. etwa TEUT 3,429: *Rick*.

²¹ Die bei POKORNY 861f. getrennten idg. Wurzeln 1. *reig-* 'binden' und 2. *reig-* 'recken' sollten also vereinigt werden. Entsprechend auch S. 863 1. *rek-* 'emporragen; Stange' und 2. *rek-* 'binden'.

berichtet wird, an Gefangenenwärter fesselte, um jeden Fluchtversuch unmöglich zu machen.

Als die Westgermanen diese althergebrachten Fesselringe nach römischem Vorbild durch eiserne ersetzten, behielten sie gleichwohl die heimische Bezeichnung bei. Das ist ein sehr naheliegender onomasiologischer Vorgang, der sich bei vielen Wörtern wiederholt. Auch das bekannte lat. *vinculum* 'Eisenfessel, Handschelle' hatte die gleiche Bedeutungsentwicklung durchgemacht. Das zeigen deutlich französische und italienische Mundarten, die dessen Fortbildung **viniculum* bzw. die sehr alte Rückbildung **vincus* in der Bedeutung 'Wiede, Weidenrute' erhalten haben²².

Die Bedeutung 'Fesselschelle, Halseisen', die, wie wir sahen, fürs Ahd. bezeugt ist, entwickelte sich nach dem Zeugnis des Englischen, Niederdeutschen und Nordischen zu 'Kette'. Das ist von der Sachgeschichte her leicht begreiflich: man bildete Fuß- und Handschellen gern als U-Eisen aus, die mittels Bolzen und Vorhängeschloß schnell und sicher um die Hand- oder Fußgelenke geschlossen werden konnten und durch einige größere Eisenringe beweglich miteinander verbunden waren²³, so daß die ganze Fessel tatsächlich eine Kette mit wenigen großen Gliedern bildete.

Das Nordische kennt *rekendi* n. bzw. das meist pluralisch gebrauchte Fem. *rekendr* nur in der jüngsten Bedeutung 'Eisenkette'. Der Plural erklärt sich aus der Vielheit der Glieder, ganz entsprechend wie in anord. *blekkir* (Plur.) 'Kette' neben *blekker* (Sing.) 'Kettenglied'. Die Bedeutung 'Eisenkette' aber macht die Entlehnung des anord. Wortes aus dem Westgermanischen, und zwar wegen des Stammvokals aus dem Altniederdeutschen, sehr wahrscheinlich. Deshalb wird man auch die von der westgermanischen abweichende altnordische Wortbildung mit dem *-nd*-Suffix für sekundär halten. Sie läßt sich leicht erklären als eine Eindeutung des unbekanntem Bildungselements *-nt-* ins Altnordische, das andere konkrete *-nd-* Stämme besaß, wie z. B. *leikandi* f. 'Seilrolle' und *fljótendi* n. 'Schwimmholz'²⁴. Das westgerm. *-nt*-Suffix aber

²² FEW 14, 463f.

²³ Vgl. die Abbildungen und Beschreibungen bei DAREMBERG-SAGLIO, *Dictionnaire des antiquités grecques et romaines*, Bd. 5, 897: *vinculum*.

²⁴ A. TORP, *Gamalnorsk ordavleiding* § 26. In: M. HÆGSTAD & A. TORP, *Gamalnorsk Ordbok*, Kristiania 1909.

wird man doch wohl am ehesten wie in obdt. *Fischenze* 'Fischerei-platz' und vielen Personennamen des Typs *Rekenze*, *Werenzo* als Erweiterung des bekannten *t/z*-Suffixes (z. B. in ahd. *himilizi*, nl. *gebemelte*) durch ein ursprünglich zum Stamm gehörendes *-in-*/*-an-*²⁵ auffassen müssen, wie etwa im tirolischen Mundartwort *Gruenze* 'grüne Eidechse'²⁶. Ein paralleler Vorgang läßt sich in den heutigen westfälischen Mundarten beobachten, insofern dies *-t*-Suffix dort durchweg mit einem stammauslautenden *-l* verschmolzen ist, etwa in *buomelte* 'Hummel' und *Heusprenkelte* 'Heuschrecke', und nach diesem Muster dann auf andere Stämme übertragen wurde, z. B. in *Bramelte* 'Viehbremse' usf.

Unser Schluß, daß anord. *rekendr* aus semantischen und morphologischen Gründen aus dem Niederdeutschen übernommen sei, wird indirekt dadurch gestützt, daß wahrscheinlich das gleiche 'Ketten'-Wort aus einer unverschobenen deutschen Mundart auch in die slavischen Sprachen übergegangen ist; denn wruss. *řetjazb* 'Kette', poln. (*w*)*rzeciadz* 'Kette, Türkette, Vorlegeeisen', čech. *řetež*, ndsorb. *řesarz* 'Kette', die ein älteres **retędzь* voraussetzen, wird man schwerlich von dem deutschen Wort trennen können, obwohl die Lautverhältnisse noch nicht ganz durchsichtig sind²⁷.

Während unsere slavischen Nachbarn und ebenso auch die Isländer in ihrem *rekindi* die alte westgermanische Fessel- und Kettenbezeichnung bewahren, ist es im Deutschen längst durch Synonyme romanischen Ursprungs verdrängt worden. Zu den alten Entlehnungen dieses Sachbereichs gehört zunächst

nordseegerm. *klūstar* 'Eisenfessel, Kette'.

Lat. *claustrum* bezeichnete ursprünglich verschiedene Schließvorrichtungen, etwa Schranken und Riegel, besonders die Bügel oder Krampen am Türpfosten, in die ein Türriegel hineingeschoben wurde. Die Grundbedeutung von *claustrum* war nämlich nach Aus-

²⁵ Über die Stammbildung handelt ausführlich E. ROTH 59, vgl. ferner P. DALCHER, *Die Fischereiterminologie im Urkundenbuch von Stadt und Amt Zug 1352-1528* (Frauenfeld 1957), S. 163, über *Fischenz*.

²⁶ J. SCHATZ, *Tirolisches Wörterbuch* 1, 259.

²⁷ VASMER 2, 516 (mit Lit.). – MUCKE, *Wörterbuch der niederwendischen Sprache* 2 (1928), 370. – V. KIPARSKI, *Die gemeinslavischen Lehnwörter aus dem Germanischen* (1934), 264 denkt mit KNUTSSON an ein germ. **reking*.

weis anderer idg. Sprachen²⁸ etwa 'Haken, Gabelholz' als Krampe für den Riegelverschluß.

Das lateinische Wort wurde im Südosten und Nordwesten des kontinentalgermanischen Sprachgebiets unabhängig voneinander in verschiedener Lautgestalt und Bedeutung entlehnt. Aus Oberitalien drang *claustrum* als bäuerliches Fachwort ins Bairisch-Österreichische, wo es als *Kloster, Klöster* 'gebogenes Kummetholz oder -eisen, Schloß, Riester am Pflug' noch mundartlich fortlebt²⁹. Am Niederrhein aber übernahmen die Germanen das Wort in der volkslateinischen Form *clūstrum*, die nach dem Vorbild von *occludere, clūdere* usw. entstanden war, als Terminus des Kriegs- und Gefangenenwesens. Der altsächsische Helianddichter verwendet *klūstar* nur im Zusammenhang mit dem Kerker. Gefangene kann man *an carcaries clūstron bilūcan* (4680) oder *an ēnumu karkarea klūstarbendium bilūcan* (2723), d. h. also 'mit Eisenschellen im Kerker anschließen', wie es bei den Römern üblich war³⁰. Das Angelsächsische überliefert *clūstor* in den Bedeutungen 'Schloß der Kerkertür' und 'Fesselschellen', metonymisch auch für 'Kerker', ähnlich wie im Lateinischen *vinculum* 'Fesselschelle' auch für 'Gefängnis' gebraucht wird. Die eisernen Fesselschellen hatten etwa die Form eines Halbkreises, durch dessen ösenartig ausgebildete Enden ein Bolzen gesteckt wurde, der mit einem Vorhängeschloß gesichert war. Später hat sich die Bedeutung dieses *klūstar* in zweifacher Weise verschoben, je nachdem, ob der Bügel mit dem Durchsteckbolzen oder das Vorhängeschloß im Vordergrund des Bewußtseins stand. Das nnl. *klūster* bedeutet allein 'Fessel, Hand- oder Fußschellen, Fußfesseln für Weidevieh'; in letzterer Bedeutung war es um 1800 sogar bis Eiderstedt als *Klūster* (wohl eigentlich Plural) verbreitet³¹. Mnl. *klūster* bedeutete nach den Wörterbuch-Belegen in den östlichen Niederlanden 'Kette'³², zumeist aber wie rhein. *Klūster* / *Klauster* und älteres westf. *Klosterschloß* 'Vorhängeschloß'³³. Obwohl letztere Bedeutung im Mittel-

²⁸ POKORNY 604: *klēu-*.

²⁹ SCHMELLER 1, 1340; DWb.: *Klauster*; FRINGS, *Germania Romana* 69.

³⁰ TH. MOMMSEN, *Römisches Strafrecht* (1898), 300 f. 960 f.

³¹ SCHÜTZE 2, 290. – MENSING 3, 192.

³² VERDAM 3, 1604.

³³ *RbWb.* 4, 673, 11. – MARIA SCHMIDT, *Das Wohnungswesen der Stadt Münster im 17. Jahrhundert* (1965), 78: ein kleinen gelücherten stift, dadurch ein Closterschloß (1619). – Vgl. Werdener Urbare 2, 231, 25: *clusterslaet*.

niederländischen vorherrscht, ist sie dennoch genetisch jünger als die im heutigen Niederländischen und den angrenzenden rheinischen Mundarten des Sefkant herrschende Bedeutung 'Handschellen, Fessel', deren Alter durch den Heliand gesichert ist. Für die Bedeutungsentwicklung von 'Fessel' zu 'Vorhängeschloß' gibt es manche onomasiologische Parallelen; ich nenne außer frz. span. *cadena* 'Vorhängeschloß' (aus lat. *catenatum*) nur ndsorb. *pyšco* (aslav. *pašyce*) und *pyto* (aslav. *paťo*), die außer dem primären Inhalt 'Fessel' (die Wörter gehören etymologisch zu dt. *spannen*) die sekundäre Bedeutung 'Vorlegeschloß' haben³⁴.

Etwa in dieselbe Entlehnungsperiode wie *klūstar* 'Fessel' gehört wahrscheinlich

nordsee germ. *cosp* 'Eisenfessel'.

Es zeigt die gleiche räumliche Begrenzung auf England und die südliche Nordseeküste und könnte deshalb wie jenes schon vor der angelsächsischen Landnahme des 5./6. Jahrhunderts im rheinisch-niederländischen Raum von germanischen Stämmen aus der Sprache römischer Legionäre entlehnt worden sein. TH. FRINGS hat asächs. ags. *cosp* 'Fessel' auf rom. *cuspus* 'Holzschuh' zurückführen wollen und als Grundbedeutung 'Fußfessel' angenommen³⁵. Betrachtet man jedoch die gesamte Bedeutungsverzweigung dieses Wortes in den nordsee germanischen Sprachen, so möchte man doch der älteren, von KLUGE begründeten Herleitung aus lat. *cuspis*³⁶ den Vorzug geben. Dies muß nämlich neben seiner gewöhnlichen schriftsprachlichen Bedeutung 'Spitze, Stachel' in der lat. Volkssprache auch V- oder U-förmig gebogene Gegenstände bezeichnet haben. Darauf deutet nicht nur provençal. *còspia* '(aufgeplatze) Schote'³⁷ hin, sondern auch das bisher nicht etymologisierte nl. *keesp* (küstenniederländ.-fries. Form aus **keuspi*, vgl. ags. *cyspan* 'binden') und nl. *keesp* 'gebogene Schiffsrippe, Jochbalken, Auflager'³⁸, schließlich auch engl. dial. *cops* (aus **cosp*) 'Türangel,

³⁴ MUCKE 2, 286. 288.

³⁵ FRINGS, *Germania Romana* 193.

³⁶ FR. KLUGE, *Literaturblatt f. germ. u. rom. Philol.* 17, 290 und in PAULS *Grundriß der german. Philologie* 1^a, 337. – SCHRADER-NEHRING, *Reallexikon der idg. Altertumskunde* 1, 577: *Kette*.

³⁷ FEW 2, 2, 1593: *cuspis*.

³⁸ WNT 7, 1, 2491: *keesp* I. – BOEKENOOGEN 416: *keesp*. – *Br. Wb.* 1, 763: *Keспен*.

U-Eisen mit Bolzen in den durchbohrten Enden (zur Befestigung)' sowie *cosp*, *casp* 'Teil eines altmodischen Kuhstricks; Querholz am Spatengriff'³⁹. Die letzten Bedeutungen können uns eine Vorstellung vom ags. *fōt*-, *hand*- und *sweorcosp*, *-cops*, also der 'Fuß-, Hand- oder Halsschelle' vermitteln: Es wird ein U-förmiges Eisen gewesen sein, das mittels eines durchgesteckten Eisenbolzens mit Vorhängeschloß um ein Gelenk oder den Hals geschlossen wurde. Dazu stimmt der Sprachgebrauch des Helianddichters, der zweimal (2724, 4427) im Zusammenhang mit der Einkerkering davon spricht, daß der Gefangene *an lithocospōn bilōcan* 'in die Gelenkfesseln geschlossen' werde.

Während die eben besprochenen Lehnwörter *klūstar* und *cosp* nicht über die Nordseegruppe der germanischen Volksstämme hinausdrangen, also wohl in der germanisch-romanischen Kontaktzone am Niederrhein entlehnt sein werden, gibt es ein drittes Lehnwort dieses Bedeutungsfeldes, das im ganzen westgermanischen Raum nachzuweisen ist, nämlich

westgerm. *lanna* 'Eisenfessel, Kette'.

In der angelsächsischen Dichtung *Salomon and Saturn II*, die um 900 entstanden ist, heißt es von einem dämonischen Vogel *liged lonnum fæst* (257); die Philister ließen ihn nämlich *fæste gebindan*, *lonnum bilūcan* (270f.). Unter *lonn*/*lann* haben wir uns also gewiß eine Eisenfessel vorzustellen, weil der Dämon darin 'eingeschlossen' ist. Im Mittelniederdeutschen begegnet *lanne* f. ganz sporadisch in der Bedeutung 'Kette', in den Minneliedern Eberhards von Cersne (bei Minden) auch das davon abgeleitete Verb *belannen* 'anketten' (II, 11). Vielleicht verbirgt sich das Substantiv auch in dem entstellten Kompositum *rekentlende*⁴⁰, dessen Bestimmungswort wir schon kennen gelernt haben. Daß es dem Altniederdeutschen geläufig gewesen ist, möchte man aus dem relikhaft bewahrten nordfriesischen *barewlönke* schließen, das auf Föhr und Amrum ein 'Tau oder Kettchen zum Anheben der Egge' bezeichnet und formal ein Diminutivum zu *lōnem* 'Langstroh, woraus Bindseile

³⁹ WRIGHT 1, 529: *casp(e)*, 737: *cosp*. – OED: *cops*.

⁴⁰ HJALMAR PSILANDER (Hrsg.), *Die niederdeutsche Apokalypse*, Uppsala 1901, Vers 2161 (als Übersetzung der lat. Apokalypse 20,1).

gedreht werden' ist⁴¹. Einen ähnlichen Sinn wie letzteres hat das aus dem Deutschen entlehnte poln. *łanny* bewahrt, das außer 'Zugsträngen' auch 'Garbenband' bedeutet, während das entsprechende Lehnwort im Tschechischen 'Seil' und im Südslavischen 'Kette' bedeutet⁴². In mhd. Dichtungen des 12.-14. Jahrhunderts begegnet *lanne* öfter für 'große Kette', oft speziell für eine 'Kette, womit Tiere angebunden werden'. Während es in dieser Bedeutung jedoch längst durch *ketene* verdrängt wurde, hat es sich in dem Kompositum *lann(en)zug* vereinzelt bis heute erhalten: das Schwäbische Wörterbuch belegt *Landzug* noch für eine „große Kette, an welche Pferde gespannt werden“. Im Mittelalter muß es als bäuerliches Fachwort im Osten unseres Landes sehr verbreitet gewesen sein; denn unsere slavischen und ungarischen Nachbarn haben es aus dem Deutschen entlehnt: aus einem bisher nicht belegten mhd. **lanzuc* stammen poln. *łańcuch*, *łańcuch*, das wiederum west- und südruss. *łańcug* oder *łańcąg*⁴³ und lit. *lenčiūgas* 'Kette' ergeben hat, ferner čech. dial. *lancuch*, *-couch*, *-coch* 'große Kette', ungar. *lán*c (aus *lancug* rückgebildet, indem *-ug* als Personalsuffix 'ihre' aufgefaßt wurde)⁴⁴, woraus wieder rum. *lanț*, *lanțug* und zigeunersprachlich *lancos* 'Kette'⁴⁵ entlehnt sind. Unter dem mittelalterlichen *lannzug* wird man sich gewiß keine Ketten, an denen die Pferde einen Wagen zogen, vorstellen dürfen; denn dafür wurden zweifellos Seile oder Stränge benutzt, wie schon das weit verbreitete *Siel-* oder *Sillscheit* 'Schwengel' beweist. Es wird eher gleichbedeutend sein mit dem nahverwandten *Zucht* 'Kette am Pflug, das diesen mit den Rädern zusammenhält', eine Bedeutung, die nach dem Deutschen Wörterbuch 16, 258 vom 15.-18. Jahrhundert in Mittel- und Ostdeutschland bezeugt ist.

Lanne 'Kette' berührt sich lautlich und inhaltlich mit dem alten Erbwort *lande* 'Stange' (noch in nhd. *Geländer*), das südwestdeutsche Mundarten als *Lande*, *Lanne* 'Gabeldeichsel'⁴⁶, nordost-

⁴¹ D. HOFMANN, *Die k-Diminutiva im Nordfriesischen und in verwandten Sprachen* (1961), 38.

⁴² A. BRÜCKNER, *Słownik etym. języka polskiego*, Kraków 1927, 306. – E. BERNEKER, *Slavisches etym. Wörterbuch* 1, 689: *Lano*.

⁴³ VASMER 2, 13: *lancug*. – FRAENKEL 355: *lenčiūgas*.

⁴⁴ Nach einer Vermutung von Herrn Dr. HUTTERER (Budapest).

⁴⁵ SIEGMUND A. WOLF, *Wörterbuch des Rotwelschen*, Mannheim 1956, 193: *Lancos*.

⁴⁶ Vgl. MITZKA-SCHMITT, *Deutscher Wortatlas* Bd. 9, Karte 'Schwengel'.

französische als *london* in der Bedeutung 'Schwengel, Leitseil der Zugtiere'⁴⁷ bewahren, während das schweizerdeutsche *Nō(ch)-lande(n)* 'Eisenstab oder -kettchen, welches die Waage mit der Achse verbindet'⁴⁸ die Brücke zum italienischen Seemannswort *lande* schlägt, das Stangen oder Eisenketten bezeichnet, die zur Stützung eines Schiffshebezeugs usw. dienen⁴⁹. Infolge dieser Berührung, die durch falsche Silbentrennung im *z* des Kompositum *lanzug* gefördert sein mag, entstand schon im 12. Jahrhundert (König Rother) die Kreuzungsform *landen*⁵⁰, die in dem erwähnten mnd. *rekentlende* ein Analogon hat und auch noch im modernen schwäbischen *Landzug* nachwirken dürfte. Mhd. *lanne*, das nach dem Zeugnis des erwähnten ags. *lann* von Haus aus kein *-d-* gehabt haben kann, läßt sich etymologisch nicht trennen von altelsäss. *lanna* 'lamina'⁵¹, altrhein. *lanna*, mnd. *lanne* 'Blechplättchen'⁵², mittelrhein. *lannen* 'lamine', d. h. Art Weberkamm mit eisernen Stäbchen⁵³. Die genannten Wörter führen zurück auf lat. *lamna* '(Blech)platte, Klinge, Sägeblatt', das auch in sizil. calabr. *lanna* 'Blechplatte' und span. *laña* 'Klammer' fortlebt. Die nicht-synkopierte lat. Form *lamina*, die sich in ital. *lamina* 'Blech' und frz. *lame* 'Klinge, Platte, Metallstreifen' (entlehnt in ital. *lama*) fortsetzt⁵⁴, ist aus einer alpenromanischen Mundart auch ins Tirolische eingedrungen. Denn das im 15. Jahrhundert bei dem Tiroler Oswald von Wolkenstein belegte *lamme* 'Hundekette' und das heutige tirolische *Lammen* (Pl.) 'Stücke von ausgearbeitetem Roheisen'⁵⁵ können nur aus dem Süden stammen, während das altregensburgische *lamin* 'Weberkamm (laminae)'⁵⁶ westlichen Ursprungs sein dürfte, weil es allein im französischen Raum eine genaue Bedeutungsentsprechung hat⁵⁷.

⁴⁷ FEW 16, 442: **landa*.

⁴⁸ *Schweiz. Idiotikon* 3, 1313.

⁴⁹ G. BOERIO, *Dizionario del dialetto Veneziano* (1856), 359 b.

⁵⁰ H. M. HEINRICH, *ZfMaf.* 28 (1961), 103 erklärt das falsche *-d-* als hyperkorrekte Form, hervorgerufen durch die zeitige Assimilation von *nd >nn*.

⁵¹ Ahd. Gl. 3, 695, 2.

⁵² P. KATARA, *Die Glossen des Cod. Seminarii Trevirensis* R. III. 13, Helsingfors 1912, S. 96. – SCH.-L. 2, 619: *lanne*.

⁵³ Vgl. STEINMEYER, *Ahd. Gl.* 4, 205, Anm. 4 und FEW 5, 141: *lamina*.

⁵⁴ FEW 5, 140: *lamina*.

⁵⁵ J. SCHATZ, *Wörterbuch der Tiroler Mundarten* 1, 370.

⁵⁶ Ahd. Gl. 3, 389, 53.

⁵⁷ Das FEW 5, 141 belegt aus einer westfrz. Mundart an der Mündung der Garonne *lame* in der Bedeutung „assemblage de broches entre lesquelles sont passés les fils de la chaîne“.

Die semantische Entwicklung zu 'Kette' läßt sich an Hand der spanischen und galloromanischen Fortsetzer des lat. *lamna* noch ungefähr rekonstruieren. Span. *laña* bezeichnet nämlich u. a. eine Krampe oder Metallklammer, die man z. B. gebraucht, um gerissene Holzgefäße oder geborstene Mauern zusammenzuhalten⁵⁸, frz. dial. *lame* und galizisch *lamia* eine 'eiserne Radschiene', lombardisch *lamna* stellenweise einen 'Jahresring am Baum'. Daraus geht also hervor, daß *lam(i)na* in räumlich weit auseinanderliegenden Gebieten auch gebogene Eisenstangen oder -schienen bezeichnen konnte. Aufschlußreich sind für uns auch die nordostfranzösischen Mundarten: im Pikardischen, Wallonischen und Lothringischen bedeutet *lame* außer 'Ortscheit' auch 'Eisenring, der am Stallpfahl auf und ab gleiten kann und zur Befestigung des Tieres dient', außerdem 'Querholz oder Knüppeldreieck, das dem Weidevieh um den Nacken gelegt wird, damit es nicht durch die Hecken bricht'⁵⁹. Die letzte Bedeutung steht genetisch dem ags. *lamm* 'Fessel' recht nahe. Es scheint mir nicht zu kühn, aus den romanischen Fortsetzern für volkslat. *lam(i)na* eine Bedeutung '*U-förmiges Fesselseisen' zu erschließen, die nach dem Zeugnis des Angelsächsischen früh von den Westgermanen entlehnt worden ist. Die deutsche Bedeutungsentwicklung von 'Fessel' zu 'Kette', die ja in mnd. *rekenste* und ostnml. *klunster* 'Kette' ein Gegenstück hat, lag deswegen nahe, weil die verschließbare Fesselschelle mit einer Befestigungskette oder durch einige Eisenringe mit einer zweiten Hand- oder Fußschelle verbunden war, wie wir aus alten Darstellungen wissen.

Kette

Alle früheren Bezeichnungen der Metallkette sind schließlich verdrängt worden durch die Entlehnung des zentralen lateinischen Worts *catena*, das in der alten Überlieferung meist pluralisch gebraucht wird. Die Lautform des Lehnworts läßt auf zwei zeitlich und räumlich verschiedene Übernahmen des lateinischen Worts

⁵⁸ J. COROMINAS, *Diccionario crítico etimológico de la lengua castellana* 3, 30: *lañado*. COROMINAS' Zweifel an der Zurückführung auf lat. *lamina* scheinen mir unbegründet. Die von ihm erwogene Herleitung des span. Wortes aus lat. *laniare* 'zerreißen, spalten' hat mich semasiologisch nicht überzeugt.

⁵⁹ J. HAUST, *Dictionnaire Lidgeois* (1933), 359.

schließen. Nl. *keten* 'Metallkette' und *ketting* '(Web)kette' gehn auf mnl. *ket(f)ene* zurück, das mit nordrhein. *Kett* (südwärts etwa bis zur Ahr) und westwf. *Kiëten* insofern eine wortgeographische Einheit bildet, als sie alle auf ein erschließbares volkslat. **catina* zurückgehn, während das zentral- und südwf. *Kiëde(n)* mit dem sonstigen nd. *Käde* und dem lautverschobenen hd. *Kette* auf einer jüngeren romanischen Form **cadina* beruht⁶⁰. Da die Sonorisierung der innervokalischen Tenues im Romanischen erst seit dem 5. Jahrhundert eintrat, dürfte der letztgenannte Typ erst in altfränkischer oder vorahd. Zeit entlehnt worden sein, während die auf den nl.-riparisch-westwf. Raum beschränkte Lehnform **katina* in die römische Kaiserzeit zurückreichen muß.

Im Ahd. wurde das Lehnwort als *jō*-Stamm flektiert, und zwar vielfach nach denen auf *-injō*, so daß im Obdt. früh Formen mit gedehntem *-nn-* erscheinen: *chetinna* usw. Im Tatian begegnet vereinzelt schon die schwache Deklination (Plural *ketinūn*), die sich in mhd. *ketene*, wie bei andern Wörtern dieser Kategorie (z. B. mhd. *müle* 'Mühle', *büten* 'Bütte'), durchgesetzt hat. In nachmhd. Zeit wurde dann das als Endung empfundene auslautende *-n(e)* der mhd. und mnd. Form *ketene* bzw. *kedene* beseitigt, so daß die heutige Normalform *Kette*, *Käde* entstand, während schweiz. *Kettene*, nl. *keten* und westf. *Kiëten*, *Kiën* den alten Zustand besser bewahrt haben.

Lat. *catena* bedeutete meist 'Fessel', also ein Instrument, das aus einer verschließbaren Schelle mit einer eisernen Gliederkette oder aus zwei derartigen durch mehrere Kettenglieder miteinander verbundenen Schellen bestand. Der wichtigste Teil war die Fesselschelle mit dem Schloß. Deshalb entwickelte lat. *catenatum* auch die Bedeutung 'Vorhängeschloß', die, wie schon erwähnt, in frz. (eigentlich provençal.) *cadenas* fortlebt. Diese Vorstellung wird auch die gelegentliche Gleichsetzung von *catena* und *boia* 'Hand-, Hals-eisen'⁶¹ verursacht haben. Erst in späterer Zeit, als die eisernen Ketten auch für andere Zwecke als Gefangenenfesselung gebraucht wurden, trat die Bedeutung der verschließbaren Fessel hinter die einer Reihe ineinanderhängender Glieder mehr und mehr zurück.

⁶⁰ E. NÖRRENBERG, Nd. Jb. 71/73 (1948–1950), 326f. – FRINGS' Versuch (*Germania Romana* 191), mnl. *ketene* durch innernl. Lautentwicklung aus *kedene* zu erklären, scheint mir weniger überzeugend.

⁶¹ WRIGHT-WÜLKER, *Anglo-Saxon . . . Vocabularies* 195, 8.

Die bisherige Ansicht, volkslat. **catīna* sei am Niederrhein zunächst „als Wort der römischen Schifffahrt“ in der Bedeutung ‘Ankerkette’ entlehnt worden⁶², ist schwerlich haltbar. Zunächst hat es sich gezeigt, daß Fessel und Kette im alten Kriegs- und Gefangenenwesen eine wichtige Rolle spielten und daß gerade dies Sach- und Bezeichnungsfeld starke römische Einflüsse zeigt. Zum anderen ist es sachgeschichtlich ganz unwahrscheinlich, daß germanische Stämme schon in der römischen Kaiserzeit oder auch in der Merowingerzeit eiserne Ankerketten verwendet haben sollten, da doch die mhd. Bezeichnungen *ankerseil*, *ankerline* und ebenso ags. *ancorband*, *-rāp* und *-streng* unmißverständlich darauf hindeuten, daß deutsche und englische Seeleute noch viele Jahrhunderte lang ihre Ankersteine (ahd. *senchil*) und später die von den Romanen übernommenen Eisenanker an Tauen befestigten.

II. Die westniederdeutsche Synonymik des ‘Kettengliedes’

Während für die Kette als Ganzes in den deutschen Mundarten seit Jahrhunderten eine einheitliche Bezeichnung gilt, gibt es für das einzelne Glied noch immer eine bunte Fülle von Synonymen, obwohl das hochsprachlich gewordene *Glied* in Nord und Süd ständig an Boden gewinnt. Im Gegensatz zu den besprochenen ‘Fessel’- und ‘Ketten’-Wörtern sind die ‘Kettenglied’-Bezeichnungen alle germanischen Ursprungs. Zur wortgeschichtlich ältesten Schicht gehört im westnd. Raum gewiß das Synonym

Lenk, Gelenke.

Es ist heute die vorherrschende Bezeichnung in Südschleswig, Holstein und in Ostfalen südöstlich einer Linie Braunschweig – Goslar – Göttingen. Im übrigen ostfälisch-nordnd. Raum kommt es dagegen nur vereinzelt vor, und in Westfalen ist es ganz ungebrauchlich.

Zum Spektrum der mundartlichen Laute und Formen wäre folgendes zu bemerken: Der Stammvokal ist überall *-e-*; die Schreibung *Länk* kann keinerlei lautliche Bedeutung haben, weil die nordnd. und ostfäl. Mundarten nur ein Phonem */e/* haben. Dagegen entspricht die im Schleswig-Holsteinischen öfter bezeugte

⁶² A. GÖRZE seit der 11. Aufl. von KLUGES *Etym. Wb. der dt. Sprache* (1934).

Form *Link* der Aussprache; denn jene Mundarten haben vielenorts die Neigung, vor den Konsonanten *-ng* ein *e* zu *i* zu heben. Dort heißt es auch etwa *Hingst*, *schinken*, *hingen* für Hengst, schenken, hängen. Die aus Ostholstein zweimal gemeldete Form *Lünk* entspricht ebenfalls einer bekannten Tendenz des Nordnd., in der Nachbarschaft eines *l* das *i* in *ü* zu runden, z. B. in *Sülwer*, *sülvst* aus älterem *silver*, *silvest* 'Silber, selbst'. Die wechselnden Auslautschreibungen *nk|ng* in *Lenk* und *Leng* usw. sind lautlich wiederum bedeutungslos, weil im Schleswig-Holsteinischen, wo sie begegnen, beide Konsonantengruppen im Auslaut zusammengefallen sind. Die Schreibungen sind also willkürlich oder von bestimmten etymologischen Überlegungen beeinflusst. Die Vorsilbe *Ge-* ist im ostfäl. *Gelenke*, *Jelänke* usw. ausnahmslos erhalten, während sie im Holsteinischen nur sporadisch vorkommt. Das entspricht der Dialektgeographie von *ge-* in andern Wörtern, so daß es naheliegt anzunehmen, die Vorsilbe sei ursprünglich auch im Holsteinischen vorhanden gewesen und wie in so vielen analogen Fällen lautgesetzlich geschwunden. In dieser Vermutung werden wir bestärkt durch das sächliche Geschlecht des holstein. *Lenk*, das nur aus dem mnd. Neutrum *dat gelenke* entstanden sein kann.

Nd. *Lenk* 'Kettenglied' ist also formgeschichtlich mit hd. *Gelenk*, mhd. *gelenke* 'Hüft-, Lendengegend, Körpergelenk, Kleiderfalte, (Ver)beugung' identisch, aber semantisch steht es dem awnord. *blekker* m. (**blankejaz*) '(Fessel)ring', Plural *blekkir* 'Kette' näher. RUDOLF HILDEBRAND hatte sich den bedeutungsgeschichtlichen Zusammenhang so zurechtgelegt, daß unsere Vorfahren die Kette sozusagen als 'Gelenkband' bezeichnet hätten: „da erscheint die kette ursprünglich vorgestellt als thierischer körper, etwa schlangenartig, der sich in gelenken bewegt“, schrieb er im Deutschen Wörterbuch unter dem Stichwort Gelenk. Gegen diese Deutung lassen sich jedoch bei einer Rekonstruktion der Bedeutungsgenealogie unter Beachtung der Wortgeographie mancherlei Einwände erheben.

Zunächst ist zu beachten, daß *Gelenk* die Bedeutung 'artus, biegsame Verbindung zweier Körperteile' nur im Deutschen entfaltet hat. Dem Nordischen, Englischen und Niederländischen, die dafür das gemeingerm. **lipu-* bewahrt haben, ist sie fremd geblieben. Es handelt sich also um eine jüngere deutsche Sonder-

entwicklung, die, wie längst erkannt⁶³, durch Bedeutungserweiterung des mhd. *gelenke* 'Hüftgelenk' zu 'Gelenk überhaupt' entstanden ist. Das Grundwort, das dem deutschen Kollektivum **gablankeja*- zugrundeliegt, ist ahd. (*h*)*lanca* 'Weiche, Lende, Leistenegend'⁶⁴, mhd. mnd. *lanke* 'Hüfte, Lende, Weiche', mnl. *lanke* 'Unterleib, Leistengegend, Bauch, Mutterleib'. Aus dem Altfränkischen ist **blanka* früh ins Galloromanische gedrungen, dort zu afrz. *flanc* umgebildet und um 1600 aus der frz. Soldatensprache als *Flanke* 'Weiche des Pferdes' rückentlehnt worden. Die etwas unscharfen und variierenden Körperteilsbedeutungen gehn offenbar zurück auf 'Hüftgelenk'. Dafür spricht zunächst das früh von *blanka* abgeleitete Verbum *lenken*, dessen heutiger Sinn 'steuern, in eine Richtung lenken' sich seit dem Mittelalter aus der älteren Bedeutung 'zur Seite biegen, sich zurückwenden' entwickelt hat. In Luthers Bibelübersetzung findet sich noch oft der ältere Wortinhalt, der den schweizerdeutschen Lesern durch „umbkeren, umbwenden“ erläutert werden mußte⁶⁵. Deutsche Mundarten halten zuweilen sehr altertümliche Bedeutungen fest, z. B. hessisch *sich lenken* 'sich über etwas neigen'⁶⁶, das der erschließbaren Grundbedeutung 'biegen' noch recht nahe steht. Gestützt wird dieser bedeutungsgeschichtliche Ansatz durch afrz. *flenbir* 'sich abwenden, zurückweichen', das aus afrk. **blenkejan* entlehnt ist⁶⁷ und ebenfalls auf der Grundbedeutung 'eine drehende Bewegung machen' beruht.

Für die Genealogie der Bedeutung 'Kettenglied' ist es m. E. wichtig, daß sich weder im Englischen noch im Nordischen eine Spur der kontinentalen Bedeutung 'Hüftgelenk, Weiche' oder ähnlich nachweisen läßt. Das Angelsächsische kennt vielmehr nur *blence* 'Ring- oder Kettenpanzer' und das einmal belegte und nicht ganz klare *geblencan*⁶⁸, dessen mutmaßliche Bedeutung '(ver)drehen' durch das afries. Verbalabstraktum *blenszene* (**blankini*) 'Verkrümmung'⁶⁹ gestützt wird. Es stimmt also semantisch recht genau zum erwähnten awnord. *blekker* 'Ring' als Schmuckstück oder Fessel-

⁶³ DWb. 4, 1, 2, 3004.

⁶⁴ Nach GRAFF 2, 222 übersetzt es lat. *ilium*, *lumbus* und *inguen*.

⁶⁵ DWb. 6, 749.

⁶⁶ L. BERTHOLD, *Hessen-Nassauisches Volkswörterbuch* 2, 121, 63.

⁶⁷ FEW 16, 213.

⁶⁸ T. N. TOLLER, *Supplement to Bosworth's Anglo-Saxon Dictionary* (1921), 344.

⁶⁹ L.-E. AHLSSON, *Die altfriesischen Abstraktbildungen* (1960), 15.

gerät: *handar blekker* ist ein metallischer 'Armring', *jarnblekkir* bezeichnet dagegen die Eisenringe, die Gefangenen um Hals, Hände und Füße geschlossen wurden, um sie dann im Kerker anzuschmieden. Daß die letztere Bedeutung allgemein gebräuchlich gewesen sein muß, bezeugt das denominale reflexive Verb *blekkjast* 'sich in Sünde verstricken', eigentlich 'sich selbst fesseln'. Die neunordischen Sprachen setzen die anord. Bedeutungen fort: isl. *lekkur*, norw. *lekk*, schwed. *länk* bedeuten noch 'Kettenglied', während der fem. *jön*-Stamm norw. *lekkja*, dän. *lanke* (woraus engl. *link*) wie das erwähnte anord. pluralische Mask. *blekkir*, das neuisländisch in derselben Gestalt fortlebt, die Kollektivbedeutung 'Reihe von Kettengliedern, Kette' haben. Die Grundbedeutung des nordischen Singulars war also zweifellos 'Ring'. Da im Norwegischen noch heute ein Verbum *lekkja* in der Bedeutung 'winden, schlingen' lebt, liegt es auf der Hand, daß der metallene Fessel- oder Schmuckreif, den die anord. Texte bezeugen, nach seiner gebogenen Form benannt worden ist, ähnlich wie ahd. *boug*, ags. *bēag* 'Armreif' zu unserm Verb *biegen* gehört. Man wird wohl noch einen Schritt weitergehen und annehmen dürfen, daß **blankja*- ursprünglich nicht den Metallring, sondern den aus Wieden gewundenen Reif bezeichnet hat. Einen Reflex dieser Bedeutung bewahrt offensichtlich auch die alte deutsche Bergmannssprache in *Gelenke* 'halbkreisförmiger Bügel oder eiserner Halbring, woran das Seil befestigt wurde'⁷⁰.

Nächstverwandt sind ags. *blanc* 'schlank, dünn, leer' (*'biegsam'), tirolisch *Lenke* f. 'Einsenkung im Gelände', dazu mit Schwundstufe des Stammvokals nd. *Lunke* f. 'Vertiefung im Gelände', anord. *blykker* (**hlunki*-) m. 'Schlinge, Bucht' mit der Ableitung *blykkjöttr* 'ausgebuchtet, gebogen'. Die Hochstufe erscheint in ags. *blinc* 'Abhang, Hügel' und älternhd. *einlinken* 'einsinken, zusammenschrumpfen'. Für die ganze germanische Sippe und ihre idg. Verwandtschaft, die u. a. in lett. *klencēt* 'humpeln', aksl. *klečati* 'knien', slov. *klěcati* 'hinken' vorliegt, läßt sich die Grundbedeutung 'biegen' erschließen. Diese hat sich dann innerhalb der Germania in zweifacher Weise differenziert: ags. *blanca* 'schlank' und kontinentalgerm. *blanca*, *gelenke* '(Hüft)gelenk' beruhen auf der Vorstellung

⁷⁰ DWb. 4, 1, 2, 3006.

des Biegbaren, der Biegestelle, während alle übrigen germ. Bildungen von *blank-* / *hlink-* / *blunk-* auf die zuständige Bedeutung des Gebogenen, sei es der ringartig zusammengedrehten Wiede oder des horizontal oder vertikal ausgebuchteten Geländes, zurückgehn. Es liegt auf der Hand, daß mnd. *gelenke* 'Kettenglied' mit den gleichbedeutenden bzw. semantisch nah verwandten nordischen und ags. Wörtern zur letzten Gruppe zu stellen ist. Denn die nordischen und ags. 'Ring'-Bedeutungen können, wie wir sahen, schon aus wortgeographischen Gründen nicht auf eine ältere Bedeutung 'biegsame Verbindung von Gliedmaßen' zurückgehn. Es wäre ungereimt, für das bedeutungsgeographisch anschließende nd. (*Ge*)*lenk(e)* 'Kettenglied', das, wie erwähnt, ins Ostmitteldeutsche hineinreicht, eine andere Bedeutungsentwicklung zu rekonstruieren. Wortgeschichte und -geographie sprechen vielmehr dafür, daß es auf die Grundbedeutung 'Ring', wahrscheinlich 'aus Wieden zusammengedrehter Fesselring' zurückgeht und bedeutungsgenealogisch nicht von *Gelenk* 'Biegestelle' abgeleitet werden darf. Im Hinblick auf das thüring. Maskulinum *Gelank*, *Glanke* 'Kettenglied'⁷¹ wird man sogar fragen dürfen, ob nd. *Gelenke*, *Lenk* in dieser Bedeutung nicht erst sekundär unter Einfluß des binnendeutschen Wortes in die Klasse der neutralen *ja*-Stämme überführt worden ist.

Schalm, *Schall(n)*

Dieses Synonym findet sich nur am äußersten West- und Ostrand unseres Untersuchungsgebietes: in der Niedergrafschaft Bentheim lautet es fast ausnahmslos *Schalm*, während in den Lüneburgischen Kreisen Dannenberg und Lüchow die Formen *Schall* und *Schalln* vorherrschen. Daß beide zusammengehören, ist ohne weiteres klar, aber wie erklärt sich die lautliche Verschiedenheit? Zunächst läßt sich an Hand der älteren Belege die Priorität der bentheimischen Form *Schalm* sichern. Die ostlüneburgisch-altmärkische Variante könnte sich nach H. TEUCHERT (brieflich) aus dem Plural *Schalmen* über *Schalben* zu *Schallen* entwickelt haben, woraus dann ein neuer Singular *Schall* abstrahiert wurde. Vielleicht darf man aber auch vom Singular *Schalm* ausgehn, der von den Mundartsprechern als plura-

⁷¹ HERTEL, *Thüringischer Sprachschatz* (1895), 157.

liches *Schallen* interpretiert worden wäre. Eine analoge Erscheinung haben wir früher bei den nd. Bezeichnungen des Schrankbets besprochen: im Rheinischen und Schleswig-Holsteinischen wurde das alte nordseegermanische *Selm* 'Bettgestell' entsprechend zu *Sell* umgewandelt⁷². Auch die übrigen Spielformen erklären sich leicht aus den mundartlichen Aussprachegewohnheiten. Das aus Müsingen, Krs. Uelzen, und Predöhl, Krs. Dannenberg (Ortspunkte m 31,1 und m 34,1), gemeldete *Schām* zeigt völlige Assimilation des *l* an das *m* und Ersatzdehnung des vorhergehenden *a* zu *ā*. In *Schärm* (m 32,1) ist das vokalisierte *l* als *r* interpretiert worden, während die Entstehung des *ä* aus *a* nicht ganz klar ist. Wahrscheinlich liegt eine Umgestaltung zu *Schell* 'Schelle' vor, wie in *Kädenschell*, das aus Prisser, Krs. Dannenberg (i 33,1), gemeldet wurde.

Außerhalb der beiden geschlossenen Gebiete ist das Synonym uns nur zweimal mitgeteilt worden: *Schall* aus Altendorf, Krs. Gifhorn (p 32,1), und *Kättenschall* aus dem Westmünsterland unmittelbar an der niederländischen Grenze (v 8,1). Das erstere scheint, wenn es dort wirklich bodenständig ist, für eine ehemals weitere Ausdehnung des ostlüneburgisch-altmärkischen *Schall(n)*-Gebiets nach Süden zu sprechen. Dennoch bleibt der Eindruck, daß dies Synonym in Nordwestdeutschland immer nur eine Randstellung gehabt hat. KÜCK bucht es in der Bedeutung 'Kettenglied' für das Lüneburgische gar nicht; von den übrigen nd. Lexikographen führt es nur DOORNKAAT-KOOLMAN für Ostfriesland an. Da *schalm* in den östlichen niederländischen Provinzen die gängige Bezeichnung des 'Kettengliedes' ist, liegt es auf der Hand, daß es in der Niedergrafschaft Bentheim und ehemals in Ostfriesland auf niederländischen Worteinfluß zurückzuführen ist, der gerade hier besonders stark war, weil diese kalvinistischen Gebiete sich seit der Mitte des 17. Jahrhunderts sprachlich eng an die Niederlande angeschlossen hatten.

Im niederländischen Bereich ist *schalm* 'Kettenglied' erst seit Kiliaans Wörterbuch (1599) bezeugt. Aus der mnl. Überlieferung ist bisher nur ein vereinzelter Beleg für *schalm* 'eiserne Faßreifen' bekannt geworden. Daß aber die Bedeutung 'Kettenglied' dort dennoch Jahrhunderte älter ist, ergibt sich aus ihrem Vorkommen

⁷² Nd. Wort 2,25 Anm. 15.

in der Altmark, dessen nordwestlicher Ausläufer eben jenes erwähnte Vorkommen um Lüchow und Dannenberg ist. KARL BISCHOFF und HERMANN TEUCHERT⁷³ haben wahrscheinlich gemacht, daß altmärk. *Schalm* 'Kettenglied' zu jenen ehrwürdigen Restwörtern niederländischer Siedler des 12. Jahrhunderts gehört, die TEUCHERT in seinem epochemachenden Buch über *Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts* in überraschend großer Zahl aus dem brandenburgischen Raum nachgewiesen hat. Das bestätigt unsern Eindruck, daß *Schalm* in der Bedeutung 'Kettenglied' im Niederdeutschen nicht bodenständig, sondern aus dem Niederländischen entlehnt ist.

Über Herkunft und Bedeutungsentwicklung des Wortes besteht noch keine Klarheit. Das *Woordenboek der Nederlandsche Taal* bemerkt (14,234): „De oorsprong is geheel onzeker, misschien verwant met oudnoorsch *skalm*, noorsch *skolm*, huls van een vrucht“. Etwas sicherer klingt die letzte Äußerung darüber in JAN DE VRIES' *Nederlands etymologisch Woordenboek*: „waarschijnlijk hetzelfde woord“ wie jenes nordische Wort und die semantisch so bunten nd. Entsprechungen, die von den Etymologen⁷⁴ mit griech. *skalmós* 'Ruderdolle', thrakisch *skálmē* 'Schwert' auf die idg. Wurzel **skel-* 'spalten' zurückgeführt werden.

Daß die erschlossene Grundbedeutung richtig ist, zeigen auch die mannigfachen Bedeutungen des bodenständigen dt. *Schalm*, die sich alle auf die Vorstellung 'gespaltener Gegenstände' zurückführen lassen. Während im hd. Bereich nur ahd. *scalm* 'Schiff' (*'ausgehöhlter Stamm'; vgl. das verwandte und gleichbedeutende russ. *čěln*) überliefert ist, hat sich das Wort im Nd. ungemein reich entfaltet. Am einleuchtendsten ist für uns vielleicht die Deutung des mecklenburgisch-lüneburgischen *Schalm* 'Kerbbholz'⁷⁵. Nicht die eigentliche Kerbe ist mit *Schalm* gemeint, sondern die beiden aus-

⁷³ K. BISCHOFF, *ZfMaf.* 14, 213; H. TEUCHERT, *Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts* (1944), 245. 131 u. ö.

⁷⁴ P. PERSSON, *Beiträge zur idg. Wortforschung* 1 (1912), 176. – TORP, *Nynorsk etymologisk ordbok* 216: *hjelm* 2; 609: *skolm*. – JÓHANNESSON, *Isländisches etymologisches Wörterbuch* 847. – J. DE VRIES, *Alinord. etym. Wb.* 511: *skplm*. – SCHRADER-NEHRING, *Realexikon der idg. Altertumskunde* 2, 371 a. – POKORNY, *Idg. etym. Wb.* 925.

⁷⁵ C. FR. MÜLLER, *Reuter-Lexikon* (1904), 111; *Zs. d. Ver. f. Volkskunde* 22 (1912), 338. – KÜCK, *Lüneburger Wörterbuch* 3, 38: *Schalm*.

einandergespaltenen Vierkanthölzer, die vor der Einkerbung und bei der Abrechnung wieder aneinandergelegt wurden, um die Übereinstimmung und damit die Gültigkeit der Kerben festzustellen. Wegen der Herstellung der beiden Hälften durch Aufspalten hieß der Kerbstock z. B. im Altnordischen auch *skjǫ*⁷⁶, das zu mhd. *schiden* 'spalten' gehört, und in italienischen Mundarten unterscheidet man beim Kerbholz noch heute den Mutterstab (*ceppo*), „von dem durch Spalten der Länge nach und schiefes Absägen ein Teil abgetrennt worden war, *la talgietta*“⁷⁷, eine Ableitung von ital. *tagliare* 'schneiden'.

Etymologisch völlig durchsichtig ist auch der mecklenburgische *dumwelte Schall* = *Twäl*, d. h. 'eine Gabel, womit man die Dornen anfaßt und sie auf die spitzen Pfähle des *Hakelwarkstums* steckt'⁷⁸. Bedeutungsgeschichtlich nah verwandt sind hiermit die im Mecklenburgischen *Schallen* genannten 'breiten stumpfen Zinken des *Aalisen*'⁷⁹ und das holsteinische *Schallen* 'Gabelzinken', das MENSING nur relikthaft aus dem alten Fischerdorf Ellerbek in Mittelholstein belegen konnte⁸⁰. Auf alte 'Gabel'-Bedeutung weist auch das mecklenburgische *Schalm* als Teil der Pferdeleine. Bei der Einspannerleine wird der einzelne Leinenzügel so genannt; die Leine hat also zwei *Schalm*. Bei der *Krüzlien* für das Zweigespann unterscheidet man zweierlei *Schalm*: den *Butenschalm*, d. h. das vorderste Stück der äußeren Leinenzügel vom Gebiß bis zur Schnalle, und den *Binnenschalm*, die entsprechenden sich überkreuzenden Teile, die gebraucht werden, um das rechte Pferd nach links und das linke nach rechts zu lenken⁷⁸. Auch hier liegt also deutlich das Bild eines gegabelten Gebildes vor. Wenn man in Hadeln und Schleswig-Holstein die beiden Holme einer Schiebkarre oder eines einspännigen Karrens, in Hadeln außerdem die Schenkel der Schere *Schalln* oder *Scharben* (aus **Schalben*) nennt⁸¹ – ganz ähnlich übrigens in schwed. *skalm* 'eine Hälfte einer Schere

⁷⁶ Völuspá 20. Vgl. dazu ANNE HOLTSMARK, in: *Maal og Minne* 1951, 81–89.

⁷⁷ P. SCHEURMEIER, *Bauernwerk in Italien, der italienischen und rätoromanischen Schweiz* (1943), 12 Anm. 1.

⁷⁸ Freundliche Mitteilung von HERMANN TEUCHERT, dem Herausgeber und Bearbeiter des großartigen Mecklenburgischen Wörterbuchs.

⁷⁹ WOSSIDLO-TEUCHERT 1, 6: *Aalisen*.

⁸⁰ MENSING 4, 288: *Schall*.

⁸¹ TEUT 4, 20: *Schalln*; 23: *Scharben*.

oder 'Zange' –, so schimmert hier ebenfalls die Grundbedeutung 'gabelförmig gespaltener Gegenstand mit zwei Zinken' deutlich durch. Auch holstein. *Schallen* 'Ast, Zweig, Ausschuß an Pflanzen' wird wie das entsprechende anord. *skplm* 'Gabelzweig' auf die Vorstellung der 'Astgabel' zurückgehn, die der Ast mit dem Stamm bildet. Bedeutungsparallelen dafür lassen sich aus vielen Sprachen beibringen; ich beschränke mich auf russ. *suk* 'Ast', das etymologisch zu anord. *hár* 'Ruderrolle' (*'Gabelholz') und (ablautendem) got. *höha* 'Pflug' (*'Haken') gehört, sowie norw. schwed. *tjuga* 'Gabel', das in schwed. Mundarten auch die Bedeutung 'Zweig' entwickelt hat. Daß *Schalm* in der nd. Mundart Ostfrieslands die Bedeutung 'flaches Brett oder Holzplatte, Holzstreifen zum Vernageln oder Dichten von Löchern oder Fugen in Holzböden oder Schiffsluken'⁸² entwickeln konnte, wird durch zahlreiche bedeutungsgeschichtliche Parallelen leicht begreiflich: dünne Bretter gewann man früher in der Regel durch Spalten, so daß viele 'Brett'-Bezeichnungen auf 'Spalt'-Wörter zurückgehn. Ich erinnere nur an anord. *spänn*, *spönn*, das außer 'Splitter' auch 'Holzscheibe, Platte' bedeutet, an frz. *éclisse* 'Schindel, Span' (woraus engl. *slice* 'Scheibe, Schnitt'), das auf fränk. *slizzan* 'spalten' zurückgeht, oder an unser dt. *Splint* 'Span', das in der mansfeldischen Mundart in dem Kompositum *Dachsplint* eine 'dünne Holzscheibe, die den Ziegeln untergelegt wird' bezeichnet⁸³. Was endlich das in Hadeln und Kehdingen gebräuchliche *Schalm* 'Deichvorland, Teil des Außendeichs, allgemeine Weide'⁸⁴ betrifft, so sei auf die ganz ähnliche Entwicklung von engl. *shore* 'Ufer, Sandbank' < **skora*- 'Kerbe' oder norw. *rinde* 'Landrücken, Bank' und dt. *Rand* (zu lit. *rēsti* 'kerben') oder auch schwed. dial. *skunk* 'Erhöhung, Kante, kleine Erderhebung' (zu norw. *skakē* 'schief', dt. *Schenkel* usw.) hingewiesen. In all diesen Fällen ist die Bedeutung 'sanft abfallendes oder ansteigendes Land' über die Vorstellung einer 'schrägen' Fläche aus der Grundbedeutung 'Winkel' oder 'Kerbe' entstanden. Nicht anders wird es auch bei dem niederelbischen *Schalln* gewesen sein, das übrigens durch das nl. dial. *schalmen* 'ein Stück Leder an einer Kante dünn abschneiden' und 'eine schräge

⁸² DOORNKAAT-KOOLMAN 3, 93: 2. *schalm*.

⁸³ JECHT 106.

⁸⁴ TEUT 4, 20. – DWb. 8, 2097.

Schicht von Steinen (am Fuße eines Gewölbes) legen⁸⁵ noch deutlicher wird. Die alte Bedeutung *schalmen* 'kerben' lebt noch in der Sprache des Forstwesens weiter. Im Südniederländischen bedeutet *schalmen* 'in die Bäume, die verkauft werden sollen, römische Ziffern einkerben', was auch als *tekenen met den cap of den kerff*⁸⁶ bezeichnet wurde. Daraus hat sich dann die Bedeutung 'abborken' und das Substantiv *schalm* 'entrindete Stelle an einem Baum, der verkauft werden soll' entwickelt, die im Südniederländischen und Ostniederdeutschen wohlbezeugt ist⁸⁷ und über ostpreuß. *Schalm* 'Durchhau durch den Wald (als Grenze eines Waldbezirks)⁸⁸, 'Grenzzeichen, gewöhnlich ein Baum' wahrscheinlich sogar ins Litauische als *šalma* 'langer Balken' entlehnt ist⁸⁹.

Diese im Niederdeutschen so vielseitig entwickelte Wortsippe ist auch in den nordischen Sprachen reich entfaltet. *Skalm*, *skolm*, *skjelm* und die Anlautsvariante *hjelm*, *hjalmr* usf. bezeichnen vielerlei gespaltene Gegenstände: Muschel, Schote, Kiefer, Kluft, gespaltener Baum, Gabelzinke, Ruderdolle, Gabeldeichsel und schließlich Schwert, das auch in afrz. *escaberge* (**skalmberga*) 'Schwertscheide' enthalten ist und in dem erwähnten thrak. *skálmē* 'Messer, Schwert' eine Parallele hat.

Es fragt sich nun, wie man sich den speziell nl. Bedeutungswandel von *schalm* 'Gabelholz, gespaltener Gegenstand' zu 'Kettenglied' vorzustellen hat. Einen Fingerzeig könnte uns das stammverwandte ahd. *fuozscal* (Ahd. Gl. 1,553,6) geben, das irrtümlich das lat. *pessulus* 'Türriegel' im Hohenlied 5,6 glossiert, aber eigentlich 'Fußfessel' bedeutet haben muß. Es ist offensichtlich nächstverwandt mit nhd. *Schelle* (**skaljö*) 'Metallmuffe' und *Hand-, Fußschelle* 'Fesselring', die zweifellos zu dt. *Schale*, ahd. *scala* 'Fruchthülse' gehören. Letzteres geht wie norw. *skolm*, *skjelm* 'Fruchthülse,

⁸⁵ WNT 14, 237: *schalmen II*.

⁸⁶ J. GOOSENAERTS, *De taal van en om het landbouwbedrijf in het noordwesten van de Kempen* (1956-1958), 1008.

⁸⁷ WNT 14, 237: *schalmen II*. – Med. Nk. 37 (1961), 133. – J. L. FRISCH, *Deutsch-Lateinisches Wörter-Buch 2* (1741), 160: *Schalm* „von schälen, ein abgetheilter Ort in des Herren Wald, zur Hut des Dorfes oder des Städtgens, oder den Jagd-Leuten zur Nachricht, vom Schälen der Bäume, da ein Span abgehauen wird, damit ein Zeichen daran geschlagen werden könne“.

⁸⁸ G. E. S. HENNIG, *Preußisches Wörterbuch* (1785), 225, zitiert nach SCHADE, *Altdt. Wb.* 2, 776.

⁸⁹ FRAENKEL 960.

Schote' und viele andere Bezeichnungen des Fruchtbalgs (dän. dial. *skalp*, schweiz. *Käfen*, ahd. *hala*, mhd. *schint*, ahd. *chewa*, lat. *gluma*, lit. *diža* usw.) auf das Bild eines 'gespaltenen' Gegenstandes zurück. Ahd. (*fuoz*)*scal* und unser *Schelle* sind also semantisch nicht als „Pflock, der als Verschluss bzw. als Riegel verwendet wird“ zu deuten⁹⁰, sondern wie asächs. *klobo* 'Falle' (zu asächs. *klioban* 'spalten') und mnl. *prange* 'gespaltener Stock zum Festklemmen, Nasenkneifer, Halseisen für Pferde', mnl. *pranger* 'Halseisen, Fußfessel' (zu engl. dial. *prong* 'Tischgabel, Mistforke, gabelförmige Baum- oder Zahnwurzel') oder lat. *clāva* 'Fußfessel für Tiere' (*'Haken, Gabelholz') zu beurteilen: man nahm als Fußfesseln für Weidevieh gern gabelförmige Hölzer, deren Zinken durch Strick und Wiede so miteinander verbunden wurden, daß die Fessel lose um das Fesselgelenk lag, das Tier also nicht verwundete, und leicht wieder gelöst werden konnte. Als später die Gabelhölzer bei der Gefangenenfesselung durch verschließbare Eisenringe ersetzt wurden, übertrug man die alte Bezeichnung auf die neue Sache. Während dt. *Schelle* auf dieser Bedeutungsstufe stehn blieb, hat das verwandte nl. *schalm* die weitere Entwicklung zum 'Endglied der Kette' und schließlich zu 'Kettenglied' allgemein mitgemacht und ist in dieser letzten Bedeutung, die nach Ausweis des Altmärkischen schon im 12. Jahrhundert erreicht war, in den ostnd. Raum verpflanzt worden bzw. über die nl. Grenze nach Bentheim und Ostfriesland ausgestrahlt.

Eine Stütze findet unsere semasiologische Rekonstruktion in der ganz ähnlichen Bedeutungsgeschichte des Synonyms

Schake(n), Schakel.

Wie *Schalm* begegnet das Synonym *Schake(n)* oder *Schakel* fast nur im äußersten Westen des nd. Raumes, im Westmünsterländischen, das wortgeographisch das niederrheinische *Schakel*-Gebiet fortsetzt⁹¹, und *Schake(n)* vereinzelt im südöstlichen Holstein zwischen Lübeck und Lauenburg als Vorposten des in Mecklenburg, Pommern und dem größten Teil Brandenburgs herrschenden

⁹⁰ G. EHRISMANN, PBB 20 (1895), 56. Danach auch P. PERSSON, *Beitr. z. idg. Wortforschung* 1 (1912), 175.

⁹¹ *RbWb.* 7, 830 (Wortkarte *Schakel*).

Schake 'Kettenglied'⁹². Vereinzelt wurde es auch aus Angeln und von den Halligen gemeldet und in abweichender Form (nach der Liste der Seltenheiten und Mehrfachmeldungen) an der unteren Eider (*Schok*, *Schökel*), bei Pinneberg (*Kettenschok*, *Schorck*, d. i. *Schäk*), im Alten Lande (*Schökel*), bei Tostedt, Krs. Harburg (*Schack*), und aus Drethem an der Elbe, Krs. Dannenberg (*Scharr*).

Außerhalb des nd.-ndrhein. Gebiets begegnet *schakel* im Niederländischen, wo es die gewöhnliche hoch- und schriftsprachliche 'Kettenglied'-Bezeichnung geworden ist, und in einem rechtsrheinisch-nassauischen Raum zwischen Köln und Koblenz, der an der unteren Ahr auch aufs Linksrheinische übergreift und nach Ausweis wortgeographisch isolierter Relikte in Cues, Krs. Bernkastel⁹³, ehemals noch weiter nach Westen gereicht haben muß.

Die nd. Schiffersprache kennt das Wort noch in einer Sonderbedeutung. In Hadeln bezeichnet man mit *Schäkel* ein „Verbindungsglied in Ankerketten“, und *skäkeln* oder *schökeln* bedeutet dementsprechend „die einzelnen Längen einer Ankerkette mittels Schäkel verbinden“⁹⁴. In Blankenese bezeichnen die Schiffer mit *Schökel* ebenfalls ein „offenes Kettenglied mit einschraubbarem Stift als Verschluss, um eine Kette an einem Ring zu befestigen oder zwei Ketten miteinander zu verbinden“⁹⁵. In dieser Bedeutung bucht z. B. auch der Sprach-Brockhaus das Wort *Schäkel*, das also in der Seemannssprache ziemlich allgemein gebräuchlich sein dürfte.

Dieser Schäkel steht in Form und Funktion der alten holsteinischen Tierfessel nahe, die 1800 von SCHÜTZE unter der Bezeichnung *Schakkel* beschrieben wird als ein „Holzklotz, der dem Pferde um eins oder auch wol beide Vorderfüße befestigt wird, damit es nicht über die Graben springe etc., von der Wiese sich verlaufe, so gestaltet. . . “ Die dann folgende Skizze zeigt einen U-förmigen Bügel, durch dessen Schenkel ein Bolzen gesteckt ist⁹⁶. Das ist im Prinzip nichts anderes als eine Fesselschelle, und genau diese Bedeutung hat ags. *sceacul* 'columbar' und *sweorscacul* 'boia'⁹⁷, also 'Halseisen'.

⁹² H. TEUCHERT, *Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen im 12. Jahrhundert*, 131 (Verbreitungskarte).

⁹³ *RbWb.* 7, 831, 42.

⁹⁴ TEUT 4, 20.

⁹⁵ J. SASS, *Die Sprache des nd. Zimmermanns* (1927), 41.

⁹⁶ SCHÜTZE 4, 19.

⁹⁷ WRIGHT-WÜLKER 107, 10; 116, 9f.

In ähnlicher Bedeutung begegnet auch noch das neuenglische *shackle* 'eine Fessel für den Enkel oder das Handgelenk eines Gefangenen, gewöhnlich ein Paar, miteinander verbunden durch eine Kette, die an einem Ringbolzen in Fußboden oder Wand der Zelle befestigt ist'. Es bedeutet auch 'Spannstrick für ein Pferd' und in technischer Verwendung 'Ring, U-förmiges Zugeisen oder ähnliche Vorrichtung zur Verbindung oder Kupplung, so daß ein bestimmtes Maß an Bewegungsfreiheit bleibt; oft ein U-förmiges Stück Eisen, das durch einen beweglichen Querstab verriegelt wird, indem man diesen durch die Löcher in den Enden steckt, als Verbindung für Pflug, Egge, Wagen, Karren usw. Seemannisch u. a. als Verbindungsglied für die einzelnen Stücke eines Kettenkabels, Ankers' usw. Diese englischen Bedeutungen lassen deutlich erkennen, daß die Bedeutung 'Kettenglied', die übrigens auch schon für ags. *sceacel* bezeugt ist, über 'verriegelbares Kupplungsglied' aus 'Fesselring' entstanden ist.

Die Rekonstruktion der semantischen Vorgeschichte von germ. **skakula* 'Fesselring' hängt ab von der Beurteilung des starken Verbs ags. *sceacan* 'schnell hin und her bewegen, schwingen; gehn, gleiten, eilen, fliehen, weggehn', ne. *shake* 'schütteln', anord. *skaka* 'schwingen, schütteln', asächs. *skakan* 'weggehn, fliehen', übertragen 'sterben', ahd. *unt-scachōndi* 'wellentreibend'. Die Verfasser der neueren idg. Wurzelwörterbücher, WALDE und POKORNY⁹⁸, sowie die germanistischen Etymologen TORP⁹⁹, HOLTHAUSEN¹⁰⁰ und DE VRIES¹⁰¹ rechnen nicht mit einer Verwandtschaft beider Wörter. Sie vergleichen *skakan* mit aind. *khājati* 'rührt um' und erwägen für **skakula* zögernd einen Anschluß an lat. *cingere* 'umgürten', lit. *kinkjti* 'anschirren', was aber nur möglich ist, wenn man eine nasallose germ. Variante mit beweglichem *s-* konstruiert. Im Gegensatz zur älteren Forschung hat FRINGS unlängst die etymologische Identität beider germanischer Wörter zu erweisen versucht, indem er das Substantiv als eine Instrumentalableitung vom primären Verb *skakan* 'schütteln' betrachtet, das ursprünglich

⁹⁸ WALDE-POKORNY, *Vergleichendes Wörterbuch der idg. Sprachen* 1, 401; 2, 557. – J. POKORNY, *Idg. etym. Wb.* 923.

⁹⁹ TORP, *Nynorsk etym. ordbok* 585: *skaka*; 609: *skokul*.

¹⁰⁰ HOLTHAUSEN, *Altengl. etym. Wb.* 271: *sceacan*; *sceacel* 1.

¹⁰¹ J. DE VRIES, *Nederlands etym. Woordenboek* 605: *schakel*; 606 *schaken* 1.

„Instrument, mit dem man sich rüttelnd und schüttelnd fortbewegt“, bedeutet habe¹⁰².

Obwohl eine Bedeutungsentwicklung dieser Art an sich wohl möglich ist (man denke etwa an engl. *hobble* ‘hinken, humpeln’ als Grundlage des Substantivs *hobble* ‘Strick, Riemen, Fesselholz oder andere Vorrichtung als Fußfessel für ein Pferd oder anderes Tier’), dürfte sie in diesem Falle doch unwahrscheinlich sein, weil die substantivischen Ableitungen vom Stamm **skak-* im Germanischen so alt, weit verbreitet und bedeutungsdifferenziert sind, daß eine Etymologie, die diesen Gegebenheiten besser gerecht würde, vorzuziehen wäre. Frz. *échasse*, das nach den Untersuchungen von FRINGS und VON WARTBURG auf andfrk. **skakkeja* zurückgeht, bedeutet ‘Stelze’, das nahverwandte ital. dial. *scaccie* ‘Krücken’, friaulisch *chazzis* ‘Gabeldeichsel’. Die Grundbedeutung dieser Lehnwörter kann nur ‘gegabeltes Holz, Stock mit Astgabel’ gewesen sein. Hierzu stellen sich ahd. *scabbo* m. ‘Vorgebirge’, mhd. *schache* ‘einzelnes Waldstück’, die gewiß auf das Bild eines ‘keilförmigen Vorsprungs’ zurückgehn, wie viele andere Bezeichnungen dieser Begriffe. Ich erinnere nur an anord. *gast*, das außer ‘Giebel’ auch ‘Inselspitze’ bedeutet, oder nd. *Tange* ‘höhergelegene Landzunge, die ins Moor hineinläuft’ (z. B. *Bourtange*), mnd. *hök* ‘Winkel, Ecke, Vorgebirge’ (zu anord. *hokeja* ‘Krücke’, dt. *Haken*), anord. *skógr* ‘Wald’ (*‘hervorstechender Wald’), das im Ablaut zu anord. *skagi* ‘Landspitze’ steht, ags. *hōh* ‘Hachse, Ferse, Landspitze’ usw. Die hier überall sichtbare oder rekonstruierbare Grundvorstellung ‘Haken, Winkel, Keil’ liegt auch dem anord. *skokull* m. ‘Gabeldeichsel, Deichselarm’ zugrunde, das in allen modernen nordischen Sprachen fortlebt. Norw. *skokul*, *skakla* u.ä. bezeichnet die mit Wieden oder Eisenringen beweglich an einem Querholz (*skakkeltre*, *homla*) befestigten Zughölzer, die der norwegische Bauer bis in die Gegenwart statt der Siele oder Ketten benutzte. Man braucht bei dieser Vorrichtung keinen Schwengel, sondern die vorderen Zugstangen haben einen Schlitz, durch die der Riemen des Kummer-Geschirrs gesteckt wird. Die Kraftübertragung erfolgt also nicht hinter dem Pferd, sondern vorne bei der Brust des Tieres. Es handelt sich bei diesem *skokull* also nicht um

¹⁰² Zeitschrift für romanische Philologie 70, 91.

eine Gabel, sondern um ein Paar parallele Stangen, deren jede nochmals in einen längeren hinteren *lang-skokull* und einen kürzeren vorderen *stött-skokull* unterteilt und durch einen Wieden- oder Eisenring beweglich mit der andern verbunden ist. Man könnte meinen, die Bezeichnung *skokull* hätte sich ursprünglich auf die verbindenden Wiedenringe bezogen, aber bei näherer Betrachtung scheidet diese Möglichkeit doch aus. Denn diese Gelenke sind erst sinnvoll und notwendig bei vierrädrigen Wagen, die in der norwegischen Landwirtschaft erst verhältnismäßig jung sind, während der zweirädrige Karren naturgemäß fest mit der Achse verbundene Deichselarme haben muß. Da *skokull* aber schon im Altnordischen für 'Deichselarme' bezeugt ist, muß sich das Wort ursprünglich auf ein 'Gabelholz' bezogen, später dann aber auch 'Seitenholme' bezeichnet haben. Eine genaue semantische Parallele haben wir schon in nd. *Schalm* kennengelernt, das in Hadeln nicht nur die beiden 'Holme einer Schiebkarre', sondern auch die parallelen Holme einer Sprossenleiter oder parallele Karrenbalken bezeichnet¹⁰³. Das vorauszusetzende semantische Zwischenglied ist in beiden Fällen 'Gabelzinken'. Für die alte 'Gabel'-Bedeutung, die ja, wenn man den Blick auf den Vereinigungspunkt der beiden Zinken richtet, zugleich eine 'Spitze' ist, sprechen auch nisl. *skékull* m. 'Landzunge' und nisl. *skokull* 'penis (bes. eines Pferdes)', das wie so viele andere Bezeichnungen dafür (z. B. anord. *puntr*, dän. *pik*, mnd. *pint*, mhd. *zumpf*, lat. *cuspis*) ebenfalls auf den Begriff der 'Spitze' zurückführt und keinesfalls, wie JÓHANNESSEN meint¹⁰⁴, von *skokull* 'Gabeldeichsel' zu trennen ist.

Da alles auf ein ursprüngliches Gabelholz hindeutet, läßt sich auch der etymologische Anschluß mühelos herstellen: germ. **skakan* und **skakula* werden ihren nächsten Verwandten in unserm Wort *Haken*, germ. **hakan* haben. Beide Wortgruppen unterscheiden sich nur durch das sog. bewegliche *s*-, das in zahlreichen etymologisch verwandten Wortpaaren mit den Anlautsdubletten *b*- und *sk*- vorkommt (z. B. ahd. *skeranc* 'Betrug': anord. *brekker* 'Ränke', dt. *schrumpfen*: ahd. *brimpfan*, anord. *skraumi* 'Schwätzer': braumi 'Stümper', ahd. *scerdo* 'Türangel': ags. *heord* ds. usw.).

¹⁰³ TEUT 4, 23: *Scharben*.

¹⁰⁴ JÓHANNESSEN, *Isländ. etym. Wb.* 823.

Für die Sachgeschichte ergibt sich aus unsern wortkundlichen Überlegungen also folgendes: Der U-förmige Eisenschakel unserer Tage hat einen hölzernen Vorgänger gehabt, der aus einem Gabelast hergestellt war. Statt des Eisenbolzens, der heutzutage durch die beiden Enden des U-Eisens gesteckt oder geschraubt wird, hat man in alter Zeit sicher eine Wiede oder einen Strick zum Verschließen der Gabelenden genommen. Aus dem 'gabligen Holz' wurde der 'Fesselring', daraus die in der Seemannssprache noch bewahrte Bedeutung 'Verbindungs- oder Kupplungsglied', die sich dann im Niederländischen und unter nl. Einfluß auch im Ostnd. zu 'Kettenglied' allgemein und wegen der Ähnlichkeit auch zu 'Masche eines Netzes' (veraltet), schließlich über *schakel*(*net*) zu der Bedeutung 'dreiwandiges Fischnetz' entwickelte, wovon dann wieder das Verb *schakelen* 'aus 3 oder 4 Drähten flechten'¹⁰⁵ abgeleitet wurde. Das mittel- und südschwed. *skak* 'Kette, (Hunde)halskette'¹⁰⁶ dürfte jedoch nicht über die semantische Vorstufe 'Kettenglied' erreicht worden sein. Hier wird der Name einer älteren Halsfessel auf die Kette, die sie verdrängte, übertragen sein, wie in vielen ähnlichen Fällen, z. B. ags. *tēag* 'Band, Kette', griech. *bórmos* 'Schnur, Halsband, Kette', nassauisch *Geseil* 'Kette' usw.

Maosche

Diese Bezeichnung ist in unserm Untersuchungsraum auf den südwestlichen Teil Westfalens, das Ruhrgebiet und einen schmalen Streifen des angrenzenden Westmünsterlandes, beschränkt und findet seine Fortsetzung auf rheinischem Gebiet, wo das lautlich abweichende *Morschel* anschließt¹⁰⁷. J. MÜLLER, der Bearbeiter des Rheinischen Wörterbuchs, möchte *Morschel* 'Kettenglied' von dem gleichbedeutenden rheinischen (*Ketten*)*masche*, das vor allem in der Eifel gilt, trennen und mit dem verstreut vorkommenden Lehnwort *Morschel* 'Stücke, Scherben' (afz. *morsel*, mhd. *morsel*, *mursel*) verbinden. Das ist aber mehr als unwahrscheinlich, weil das frz. Wort nie diese oder eine ähnliche Bedeutung gehabt hat und in den rheinischen Mundarten nur in der einen Redensart *tut* (zu) oder *a*

¹⁰⁵ WNT 14, 220 *schakelen* (I), 3.

¹⁰⁶ RIETZ 576a. Vgl. auch R. LILJEFORS, *Skäke* 'skakel'. In: *Ordgeografi och språkhistoria*, hg. v. B. HESSELMAN, Uppsala 1936, S. 89–98.

¹⁰⁷ *RbWb.* 7,830 Wortkarte *Schachel* 'Kettenglied'.

(in) *Morschel haue / schlohn* 'etwas in Stücke schlagen' ein kümmerliches Leben fristet. Vielmehr spricht der wortgeographische und semantische Befund durchaus dafür, daß wir das rheinische *Morschel* in der Bedeutung 'Kettenglied' mit *Masche*, westf. *Maosche* gleichsetzen müssen. Das eingeschobene *-r-* ist weit verbreitet; es begegnet schon im mnl. *maersche* 'Masche eines Netzes' und kommt auch im schwäbischen und schweizerischen *Marsch(e)* 'Masche' vor¹⁰⁸. Der Wandel *sch > rsch* ist hyperkorrekt und läßt sich, wie im älteren Französischen, durch Parallelfälle stützen, vgl. z. B. mnl. *martse* = *ma(e)tse* 'Streitkolben' (aus afrz. *mace*).

Die semantische Seite dieser Bezeichnung ist klar: die Kettenglieder hängen ähnlich ineinander wie die Maschen, d. h. die Garnschlingen beim Netzeknüpfen oder (weniger gut sichtbar) beim Stricken. Man findet deswegen auch gelegentlich in andern Sprachen, daß 'Maschen'- und 'Schlingen'-Wörter zu 'Ketten'-Bezeichnungen werden, so etwa mir. *braige* 'Kette', das zu griech. *bróchos* 'Schlinge, Masche' gehört¹⁰⁹ oder lit. *nārys* 'Gelenk, Schlinge, Kettenglied' zu lit. *nėrti* 'stricken'. Am nächsten liegt jedoch fürs Rheinische der Vergleich mit vulgärlat. *macula* 'Masche', das seit Gregor von Tours auch in der Bedeutung 'Kettenglied' bezeugt ist¹¹⁰, die im frz. *maille*, *maillon* 'Schäkel, Kettenglied' fortlebt. Da auch das stark vom Französischen beeinflusste Westflämische *massche(l)* in der Bedeutung 'Kettenglied' kennt¹¹¹, scheint mir die Möglichkeit einer roman. Lehnübersetzung erwägenswert.

Das Wort *Masche* kommt in zwei Ablauttypen vor: Kurzen Stammvokal haben anord. *mąskvi* m., ags. *max* (Plur.), langen dagegen vielleicht ags. *māscra*, sicher mnl. *maessche*, mnl. *maas*¹¹², rhein. *Māsch*, *Mēsch*, *Māsch* und westf. *Māsch*, während die übrigen nd. Mundarten kurzvokalische Formen fortsetzen. Auf hd. Gebiet

¹⁰⁸ FISCHER 4, 1510; *Schweizerisches Idiotikon* 4, 501.

¹⁰⁹ FRISK, *Griech. etym. Wb.* 1, 272; POKORNY 733: 1. *mer-*.

¹¹⁰ A. BLAISE, *Dictionnaire latin-français des auteurs chrétiens* (1954), 507.

¹¹¹ DE BO 589.

¹¹² Die daneben vorkommende Aussprache mit kurzem *-a-* (z. B. in Westflandern) beruht m. E. auf Kreuzung mit dem unverwandten mnd. *masce*, KILIAN auch *maschel*, *mascher* 'Fleck', westfläm. *masscher* 'Kesselruß', mnl. *bemasceren* 'beflecken' usf., die aus altpikard. *mascerer* 'besudeln, schwärzen' = nfrz. *māchurer* 'besudeln' entlehnt sind. Zur ganzen Sippe vgl. FEW 6, 429 *mask-* 'schwarz'.

begegnen beide Varianten. Im Anord. gehört das Wort zu den maskulinen *-wan*-Stämmen, im Westgerm. zur neutralen starken oder femininen schwachen Flexion.

Die alte Bedeutung 'Schlinge', die noch in der Weidmannssprache als *Masche* 'Dohne, Schlinge zum Vogelfang' erhalten ist und auch in der süddt. Bedeutung 'Schleife' nachwirkt, erlaubt eine direkte semantische und etymologische Anknüpfung an lit. *māzgas* 'Knoten, zugezogene Schlinge', lett. *mazgs* 'Knoten', die zu lit. *mēgzti* 'knoten, stricken' gehören und vielleicht auch mit russ. *mizgrǎb* und *mazgárǎb* 'Spinne' verwandt sind¹¹³.

Fack, Faok, Gefach

In einem scharf umgrenzten Raum, der den nördlichen Teil des Regierungsbezirks Lüneburg und die östliche Hälfte des Regierungsbezirks Stade, dazu den südöstlichsten Teil Holsteins zwischen Lauenburg-Pinneberg-Lübeck umfaßt, bezeichnet man das Kettenglied als *Fack*, *Faok* oder ähnlich. Die Form *Fack* herrscht südlich der Elbe vor, während der tonlange Vokal in *Faok*, der lautgesetzlich nur in der offenen Silbe flektierter Kasus entstehen konnte und von dort auf den Nominativ Singular übertragen worden ist, im größten Teil des beschriebenen nordelbischen *Fach*-Gebietes gilt. Auch die vereinzelt begegnenden Schreibungen *Fog*, *Foch*, *Fock* weisen auf Einfluß des tonlangen Vokals in den flektierten Kasus, vor allem natürlich des Plurals hin, der im Mnd. *vake* und im Lüneburgischen noch heute weithin *Faok* lautet. In neuerer Zeit bildete man stattdessen den schwachen Plural *Facken*, der in den Laienschreibungen unserer Fragebogen wegen der nordnd. Schwächung der inlautenden Tenues als *Faggen*, *Fagn*, *Faken*, *Foggen* u.ä. erscheint. Die hin und wieder begegnenden Formen mit auslautendem *-ch* wird man als hochdeutsch beeinflusst erklären müssen.

Außerhalb des genannten nordnd. Gebietes begegnet ein gleichbedeutendes *G(e)fach*, *Gefaoch* in den unmittelbar ans südlichste Sauerländische anschließenden hessischen Mundarten zwischen Laasphe, Berleburg und Frankenberg. Es wurde allerdings gegenüber dem dort vorherrschenden *Glied* nur aus sechs Orten gemeldet.

¹¹³ FRAENKEL 1, 426; MÜHLENBACH-ENDZELIN 2, 572; VASMER 2, 133. 87; POKORNY 746.

Um die ursprüngliche Bedeutung und damit das Benennungsmotiv dieses 'Kettenglied'-Synonyms zu erkennen, werden wir die Geschichte des speziell westgermanischen Wortes *Fach* etwas ausführlicher erörtern müssen; denn seine Grundbedeutung ist noch nicht geklärt. In KLUGES *Etymologischem Wörterbuch der deutschen Sprache*, das man als Spiegel des gegenwärtigen Forschungsstandes betrachten möchte, lautet der aus ALFRED GÖTZES Feder stammende Artikel *Fach* so: „mhd. *vach*, ahd. *fab* 'Teil, Abteilung eines Raumes oder Gewässers', asächs. *fak*, mnd. nnl. *vak* 'Einzäunung, abgeteilter Raum', afries. *fek*, ags. *fæc* 'Abteilung, Zeitraum' (diese Bedeutung nach Ausweis von mnd. *vaken*, nnl. *vaak* 'oft' auch festländisch). Ein nur wgerm. erhaltenes Wort, Grundbedeutung 'Fügung'. Zu **pāk-* und **pāǵ-* 'festmachen' in lat. *pāgus* 'Bauerngemeinde, Gau', *pangere* 'befestigen', griech. *pāgnýnai* dass., *pāgē* 'Schlinge, Falle, Fischreuse', russ. *paz* 'Fuge' . . . Vgl. fangen und fügen“.

Man erkennt leicht, daß GÖRZE als Grundbedeutung deswegen 'Fügung' angesetzt hat, weil *Fach* etymologisch mit *fügen*, *Fuge* verwandt ist und das entsprechende slavische Wort ebenfalls 'Fuge' bedeutet. Diese Etymologie beruht also auf der Methode, verschiedenartige Bedeutungen offensichtlich verwandter Wörter, wie in diesem Fall etwa griech. *pāgē* 'Schlinge, Falle, Reuse', das ja gewiß auf eine Grundbedeutung 'flechten' weist, und russ. *paz* 'Fuge, Nute, Furche, Einschnitt, Falz', das gewiß aus der Tätigkeit des Zimmermanns stammt, dadurch zu vermitteln, daß man sie auf eine umfassendere, allgemeinere und damit abstraktere Urbedeutung zurückführt, in diesem Fall also 'fügen', d. h. im untechnischen Sinne 'zwei Teile zusammenmachen'. In denselben Denkbahnen bewegen sich WALDE und POKORNY, wenn sie für die Wurzel **pāk-* / **pāǵ-* als Grundbedeutung ansetzen „festmachen, und zwar teils durch Einrammen (Pflock, Pfosten), teils durch Zusammenfügen (Fuge, festgefügt, kompakt, fest; z. T. auch Fessel, Strick)“¹¹⁴.

Wir wissen längst, daß dies Denkmodell in der Etymologie nicht anwendbar ist. Gegen die erwähnte Herleitung des Wortes *Fach* hat vor allem RUDOLF MERINGER, ein Etymologe mit großem Sachverstand im eigentlichen Sinne des Wortes, Bedenken erhoben

¹¹⁴ WALDE-POKORNY 2,2; POKORNY 787.

und eine andere Lösung vorgeschlagen, indem er zwei lautlich fast übereinstimmende, aber genetisch und semantisch verschiedene Wurzeln ansetzte: „Es handelt sich um die idg. Wurzel **pāk-*, **pāǵ-*“, schreibt er, „welche nach WALDE ‘paciscor, festmachen, zusammenfügen’ bedeuten soll. Vielleicht haben wir hier doch zwei Wurzeln anzusetzen, denn wir kommen auf Bedeutungen, die sich nicht vereinigen lassen. Die Wurzel **pāk-* scheint ‘flechten und binden’ bedeutet zu haben. Ai. *pāsāh* ‘Schlinge’ und got. *fāhan* ‘fangen’ und deren Ableitungen sind es, die meiner Meinung eine eigene Wurzel **pāk-* anzusetzen zwingen . . . In ein ganz andres Gebiet führt uns aber die Wurzel **pāǵ-*, zu einer Holzbearbeitung und Art des Baues, dem Fachwerk: lat. *compāges*, russ. *paz*, nslov. *paž*, ahd. *fah*. Wenn man noch lat. *palus* aus **pagslos* heranzieht, so kommt man für **pāǵ-* zu einer ältesten Bedeutung ‘zuschlagen mit der Zimmermannsaxt, einen Fachwerkbau herrichten’“. In MERINGERS Sicht wurde also beim Fachwerkbau ursprünglich der aus Balken gezimmerte Flechtrahmen *Fach* genannt. „Aber“, so fährt er fort, „**pāk-* und **pāǵ-* müssen sich früh vermischt haben. Daß sich eine Wurzel des Sinnes ‘flechten, binden’ und eine des Sinnes ‘zuschlagen, ein Fachwerk herrichten’ vermischen, ist an sich völlig unbegreiflich. Nur die Geschichte der Sachen kann hier helfen, und sie hilft auch, denn sie lehrt, daß beim Haus mit Flechtwerk-Wänden Pflöcke den Halt geben, und daß auch beim Fachwerkhaue noch das Flechtwerk Verwendung findet, so daß die Fächer mit Rutengeflecht ausgefüllt werden. So lege ich es mir zurecht, wenn sich **pāǵ-* im Sinne von ‘flechten’ findet (griech. *pāgē*) und andererseits **pāk-* im Sinne von ‘zuschlagen, behauen’ (*pāssalos* ‘Nagel, Pflock’, ahd. *fuoga*, got. *fagrs* ‘passend’)“¹¹⁵.

MERINGERS Lösung hat begrifflicherweise keine Zustimmung gefunden. Es wäre ja auch ein wunderlicher Zufall, wenn ausgerechnet zwei ganz oder fast homonyme, aber genetisch und semantisch verschiedene Wurzeln in so innige sachbedingte Berührung miteinander gekommen wären, daß ihre Abkömmlinge sich gegenseitig durchdrungen und unentwirrbar vermischt hätten. Man begreift die Empfindungen, denen EDWARD SCHRÖDER mit folgenden Worten Ausdruck gab: „Ich . . . mache keinen Versuch,

¹¹⁵ R. MERINGER, *Wörter und Sachen V*. In: Idg. Forschungen 21 (1907), 311 ff.

das etymologische Labyrinth zu betreten, in das man bei MERINGER . . . und bei WALDE . . . mit einem gelinden Schauder hineinblickt“. Dieser Satz steht in einem höchst förderlichen Aufsatz SCHRÖDERS über *Vacha und Fischbach*¹¹⁶, worin er nachweist, daß die von ihm untersuchten Ortsnamen mit dem Element ahd. *fab* (z. B. *Vacha* an der Werra, *Fachingen* und *Fachbach* an der Lahn) nach alten Fischwehren, d. h. Querzäunen in Flüssen, benannt worden sind. Er kommt zu dem gesicherten Ergebnis, daß die Grundbedeutung des Appellativs ahd. *fab* bzw. anl. *fak* „unzweifelhaft ‘opus craticium’, ‘Flechtwerk’“ gewesen sei.

SCHRÖDER wies zur Stützung seiner Ansicht schon auf asächs. *jucfak* in einem Werdener Dienstverzeichnis für die Hörigen der Güter bei Friemersheim und Emmerich hin: *In agro oportet iugalem sepem quod dicitur iucfac ita procurare, ut iumentum uel pecus in segetes non irrumpat*¹¹⁷. Das *jucfac* ist also ein Zaun, und zwar ein geflochtener, um einen Acker von der Größe eines Jochs. Die hier greifbare Bedeutung ‘Ackerzaun’ begegnet auch in der alten Genter Überlieferung als *facu*, das (wenn richtig überliefert) ein alter Nom. Plur. ist und ‘Landstücke’ bedeuten muß¹¹⁸. Hier wäre also die Bedeutung ‘Zaun’ schon auf das ‘eingezäunte Grundstück’ übertragen, ein ganz gewöhnlicher bedeutungsgeschichtlicher Vorgang, der z. B. in dt. *Garten*, *Park*, nl. *tuin* Parallelen hat.

Die ‘Geflecht’-Bedeutung hat sich übrigens im nl. und ndrhein. Raum bis in die Gegenwart erhalten. Mnl. *veken* (**vakĭn*) ‘Hecktor am Weiden- oder Garteneingang’ lebt noch im SO-Niederländischen (Limburg, Teil der Kempen, rhein. Selfkant) und Overijsselschen in der Bedeutung ‘Flechtwerk, aus Weiden geflochtene Umzäunung’¹¹⁹, aber auch das Niederrheinische läßt in seinem *Fäken* „ein über der Stallung hochgelegenes Sitzstangengerüst für das Geflügel“¹²⁰ die alte ‘Geflecht’-Bedeutung noch durchschimmern, man vergleiche nur das gleichbedeutende nd. *Wiemien* aus lat. *vimen* ‘Flechtwerk’.

¹¹⁶ E. SCHRÖDER, *Deutsche Namenkunde* 3(1944), 328.

¹¹⁷ *Die Urbare der Abtei Werden a. d. Ruhr*, hg. v. R. KÖTZSCHKE, 1 (1906), 18, 1.

¹¹⁸ J. MANSION, *Oud-Gentsche Naamkunde* (1924), 282.

¹¹⁹ H. L. BEZOEN, TNTL 56 (1937), 225 ff.; J. H. GALLEE, *Woordenboek van het Geldersch-Overijsselsch Dialect* 48: *vēke*; M. SCHÖNFELD, *Veldnamen in Nederland* 3(1950), 135.

¹²⁰ *RbWb.* 2, 256.

Wir können aber, so scheint mir, noch einen Schritt über EDWARD SCHRÖDER hinausgehen und eine noch ältere Bedeutung 'Flecht-rute' erschließen. Dafür spricht das hochaltertümliche schweizerische *Fach* „Bestandteil eines zusammengedrehten Fadens, eines Stranges von Garn, einer Schnur, eines Seiles“. *Mit einem, zwei Fach lismen* heißt also „mit ein- oder zweifachem Faden stricken“ oder *ein Fächtli ist gebrochen* „einer von zusammengenommenen Fäden“¹²¹. Das deutet auf eine sehr alte 'Faden'- oder 'Flechtgerten'-Bedeutung; ich erinnere nur an das gleichbedeutende nd. *Ducht* 'Strähne, Kabelgarn', das zu hd. *Docht*, eigentlich *'geflochtenes Band', anord. *þáttr* 'Ducht in einem Seil, Teil von etwas (z. B. eines Gesetzbuches)' gehört und nach Ausweis der idg. Verwandten ein altes 'Flecht'-Wort ist¹²². Nächstverwandt ist mhd. *vach* 'Schlinge (des Vogelfängers)', die auch in mnd. *vak* 'Bund Korallen (20 Stück)' leicht erkennbar ist und im schweizerischen *ein Fach (Fächtli) Chrälleli* noch heute lebt. „Eine doppelte Korallenschnur enthält zwey Fächtli usw.“, „eine Reihe Körner an einem Rosenkranz“ heißt im Wallis *as Fach Bëtuchorlini*, und im 18. Jahrhundert bot jemand in Basel „eine dreifache goldene Kette, ganz oder *fachtweis*“ zum Verkauf¹²³.

Hier reiht sich mhd. *vach*, mnl. *vak* in der Bedeutung 'Falte' an. Einen Rest davon haben wir noch in unsern Multiplikativzahlen auf *-fach* (*einfach, dreifach*), die vielleicht den älteren Bildungen auf *-falt, -fältig* nachgebildet worden sind. Für das Alter der Bedeutung 'Falte' spricht schott. *faik* 'a fold of anything, as a ply of a garment'¹²⁴, das auch als Verb gebraucht wird. Daß der Begriff 'falten' meist aus der Vorstellung des 'Biegens' entsteht, leuchtet ohne weiteres ein und läßt sich durch viele Parallelen aus den verschiedensten Sprachen belegen. Ich verweise nur auf mhd. *gelenke* 'Falte' und ahd. *biugo* 'Falte' (zu *biegen*); aus dem Nordischen seien genannt schwed. *veck* 'Falte' (zu aschwed. *vik* 'Winkel, Ecke' zu *vika* 'sich biegen') und nisl. *brót* 'Kleiderfalte' (zu norw. *brót* 'Um-biegung'). Aus der Bedeutung 'Falte' hat sich schließlich mhd. *vach*

¹²¹ *Schweiz. Idiotikon* 1, 638.

¹²² POKORNY 1058: 3. *tek-* 'weben, flechten'.

¹²³ F. J. STALDER, *Versuch eines Schweiz. Idiotikon* 1, 347. – *Schweiz. Idiotikon* 1, 638.

¹²⁴ WRIGHT 2, 279: *faik* sb.¹ vb.¹.

‘Tasche’ entwickelt, die nach Ausweis des mfrz. Lehnworts *facque* ‘Tasche’ (daraus frz. *faquin* ‘Schuft’, eig. ‘Taschenträger’) auch dem Mnl. bekannt gewesen sein muß. Der Ansatz eines germ. **fak-* ‘Flechtrute’ läßt sich schließlich noch durch eine andere Gruppe bedeutungsverwandter Wörter stützen, deren Zugehörigkeit zu unserer Sippe bisher nicht erkannt worden ist. Es handelt sich um eine auf die nordseegermanischen Sprachen beschränkte Bedeutungsentwicklung, die uns faßbar wird in andfrk. *facon* ‘dormitare, schläfrig sein’, *fakinga* ‘dormitatio, das Schlafen’¹²⁵, mnl. *vake*, nnl. *vaak* ‘Schläfrigkeit’, das auch im Nd. heimisch ist. *Faak* ‘Schläfrigkeit, Schlummer’ lebte im 18./19. Jahrhundert im Ostfriesischen und Bremischen¹²⁶, das Adj. *fack* ‘schläfrig, müde, matt, flau, schwach, kleinmütig’ im Mecklenburgisch-Vorpommerschen¹²⁷, und das erwähnte andfrk. Verbum *facon* ist auch im Mnl., im älteren Niederrheinischen und Nnl. als *vaken* ‘schläfrig werden’ gut bezeugt. Daß es „weinig verbreid“ sei, wie VERDAM meinte¹²⁸, trifft nicht zu, denn auch das Schottische hat Reste davon bewahrt: *to faik* bedeutet dort nicht nur „to fail from weariness, to cease moving“ (von Händen und Füßen gesagt), sondern auch „to abate the price“, also ‘den Preis herabsetzen, etwas nachlassen’ und „to excuse, let go with impunity“, mit anderen Worten ‚nachsichtig sein‘¹²⁹. Hierzu stellt sich schließlich ein 1674 von einem Niederlausitzer aus Guben überliefertes dt. Adj. *gefach* ‘bereit, erbötig’¹³⁰, das sich über eine semantische Vorstufe *‘nachgiebig’ mit der schottischen Bedeutung vereinigen läßt. All diese genannten nl., dt. und schottischen Wörter sind gewiß etymologisch und semasiologisch verwandt.

Welches ist aber die Grundbedeutung? Da sowohl unser *schlafen* als auch *schlummern* ursprünglich ‘schlaff sein’ bedeuten (ersteres gehört etymologisch zu *schlaff*, letzteres zu norw. *sluma* ‘schlaff, niederhängend gehn’, schwed. *somma* ‘matt und dösig umhergehen’), liegt es nahe, auch nl. *vaak* ‘schläfrig’ auf die im mecklenb.-

¹²⁵ *Glossae Lipsianae*, hg. von L. VAN HELTEN, *Die altostniederfränk. Psalmenfragmente* (1902), 66f.

¹²⁶ DOORNKAAT-KOOLMAN 1, 412: *fák*; *Bremisch-Niedersächs. Wb.* 1, 333: *Vaak*.

¹²⁷ WOSSIDLO-TEUCHERT 2, 772: *fack*; DÄHNERT 111: *fakk*.

¹²⁸ VERDAM, *Mnl. Wdb.* 8, 1182: *vaken*.

¹²⁹ WRIGHT 2, 279: *faik* vb. ^{3,3}.

¹³⁰ DWb. 4, 1, 1, 2059.

vorpomm. *fack* erhaltene ältere Bedeutung 'flau, matt, schlapp' zurückzuführen. Die schottische und ostmd. Bedeutung 'nach-sichtig' bzw. 'nachgiebig, bereitwillig' läßt sich wiederum mit 'flau, matt' vereinigen, indem man sie auf eine gemeinsame Grundbedeutung 'weich, biegsam' zurückführt. Es besteht also ähnliche semantische Verhältnisse wie zwischen den beiden Bedeutungen von engl. *to fold*, das sowohl 'falten' als auch 'schwanken, taumeln' bedeutet, oder wie bei unserm *weich* 'mollig', ags. *wāk* 'schwach' und dt. *weichen* 'cedere', oder nl. *lenig* 'biegsam, geschmeidig', mhd. *lin, līn* 'lau, matt', ahd. *bilinnan* 'nachlassen, ablassen' und got. *aflinnan* 'fortgehn, weichen', oder anord. *sveigr* 'biegsam', 'biegsamer Zweig', *sveigja* 'drehen, biegen' und schwed. dial. *swīga* 'sich biegen, nachgeben', mnl. *beswiken* 'im Stich lassen, ohnmächtig werden', lit. *svaigti* 'taumeln, schwanken, schwindlig werden, das Bewußtsein verlieren'.

Die im nordseegermanischen Bereich resthaft bewahrten Bedeutungen 'Garnsträhne, falten, weich, nachgiebig, schläfrig' dürften ausreichen, um ein westgerm. **fak-* 'Flechtrute' anzusetzen, woraus dann die Bedeutung 'Flechtwand' in derselben Weise hervorgegangen ist wie unser Wort *Wand* (das bekanntlich zu *winden* gehört und auch eigentlich die 'geflochtene Wand' bezeichnete) aus der westgerm. Entsprechung von got. *wandus* 'Rute', anord. *vondr* 'Zweig, Stock' > engl. *wand* 'Flechtgerete, Rute'.

All die besprochenen 'Flecht'-Bedeutungen des Wortes *Fach* sind jedoch im Westgermanischen derart hinter den uns allein geläufigen Sinn 'Abteilung, Feld eines Ganzen' zurückgetreten, daß einige Forscher¹³¹ letztere für die älteste halten, zumal sie im Ags. schon seit dem 7./8. Jahrhundert (Beowulf) nachweisbar ist. Aber EDWARD SCHRÖDER bemerkt zu Recht: „Es ist durchaus verkehrt, wegen des ags. *fæc* 'spatium temporis' eine 'allgemeine Bedeutung: Abteilung, räumlicher oder zeitlicher Teil', anzusetzen, wie das KLUGE tut. Über solche 'Grundbedeutungen' sind wir jetzt wohl überhaupt hinweg: sie setzen eine Abstraktion voraus, welche der Urzeit durchaus fernliegt. Diese Übertragung aus dem Raum in die Zeit (vgl. auch 'Zeitraum', 'Zeitabschnitt' usw.) ist nicht anders zu

¹³¹ F. KLUGE, *Etym. Wb. der dt. Sprache* ¹⁰(1924), 126: *Fach*. C. BORCHLING, *Mnd. Handwörterbuch* 1, 632: ¹*vak*.

beurteilen als die bekannten Übertragungen aus einer Sinnessphäre in die andere“¹³². Das ist alles völlig richtig, nur sagt SCHRÖDER uns leider nicht, wie er sich die Entstehung der räumlichen ‘Abteilungs’-Bedeutung denkt, die doch der entscheidende bedeutungsgeschichtliche Punkt ist.

Es liegt nahe, die Ursituation für die Entstehung der ‘Gefach’-Bedeutung in der Fachwerkwand zu erblicken, die ja durch das Balkengerüst in einzelne Flechtwand-Felder aufgeteilt ist. *Fach* hat die Bedeutung ‘Feld’ natürlich nur gewinnen können, wenn es in alter Zeit nicht die gesamte Wand bezeichnete, sondern die geflochtenen Vierecke zwischen zwei Ständern, Schwelle und Riegel, auf einer früheren Entwicklungsstufe des Hauses wahrscheinlich den Raum zwischen zwei Pfosten und ursprünglich vielleicht das Geflecht zwischen zwei Zaunpfählen. Denn der einzige ahd. Beleg für *fah*, den wir haben, übersetzt lat. *moenia* ‘Stadtmauer’, eigentlich wohl das einzelne Fach eines Palisadenwalls zwischen zwei starken Pfosten. Die Bedeutungsentwicklung von ‘Fitzgerte’ zu ‘Flechtwerk zwischen zwei Zaunpfosten’ hätte eine genaue Parallele in russ. *pásmo* ‘Garnsträhne, Fitze’ (zu mhd. *vase*, nhd. *Faser*) und lett. *pušms* ‘Zaunschicht zwischen zwei Pfosten’¹³³. Aber das Fach der Hauswand wird am stärksten in das Bewußtsein unserer Vorfäter getreten sein; denn nur die Wandgefache zwischen dem Balkengerüst waren geputzt und getüncht; bei Reichen gar bemalt: *ein tier gemält an einer wende vach*, heißt es bei einem mhd. Minnesinger.

Die Vorstellung des wiederkehrenden gleichen Pfostenabstandes muß schon früh so stark ins Bewußtseinszentrum gerückt sein, daß der eigentliche Wortinhalt ‘geflochtene Wandfüllung’ zurücktrat. So konnte mnd. *vak* auch innerhalb des Hauses den ‘Raum zwischen je zwei benachbarten Ständerpaaren’ bezeichnen, die immer einen festen Abstand hatten (in Mecklenburg 2,85 bis 3,45 m), so daß *en rüm unde vak hūses* als Maßeinheit für die Größe und damit für die Besteuerung eines Hauses dienen konnte¹³⁴. Da gerade dieser Wortinhalt im poln. und ndsorb. Lehnwort *pacha* ‘Bansenhälfte, Säulenweite’ fortlebt¹³⁵, wird er im bäuerlichen Alltag wohl der

¹³² E. SCHRÖDER, *Dt. Namenkunde* 328.

¹³³ VASMER 2, 320. – Schwed. *pasma(n)*, norw. *basm(a)* ‘Strähne’ < russ. *pásmo*.

¹³⁴ BORCHLING a. a. O.; WOSSIDLO-TEUCHERT 2, 771.

¹³⁵ MUCKE, *Nieder-Wendisches Wb.* 2, 8.

wichtigste gewesen sein. Auch der zwischen dem Dachbalken liegende Raum, in dem die Garben zu liegen kommen, wird in Schleswig-Holstein *Fack* genannt (MENSING).

In England ist die Vorstellung der Gliedhaftigkeit im Wortinhalt von ags. *fæc* erstaunlich früh geschwunden. Es bedeutet nur 'Zwischenraum', räumlich 'Entfernung', zeitlich 'Zeitraum, Frist', so schon im Beowulf (7./8. Jahrhundert). Daß die 'Abteil- oder Gefach'-Bedeutung zunächst auch in England lebendig gewesen sein muß, können wir wiederum aus dem Schottischen erkennen, das *faik* im 19. Jahrhundert noch in der Bedeutung 'Gesteinsschicht (stratum) im Steinbruch' kannte¹³⁶. Die waagerechte Lage der Schichten ist unerheblich; das entscheidende homologische Moment ist die Gegliedertheit.

Dies Merkmal haben das Deutsche und Niederländische durchweg bis zum heutigen Tage festgehalten. Es ist bezeichnend, daß dem ags. *fæc* 'Zeitraum' auf dem Kontinent nd. *vaken*, mnl. *vake*, nl. *vaak* und md. *gefache*¹³⁷ nur in der Bedeutung 'oft' entspricht. Letztere sind schwerlich aus **te manigen vaken* verkürzt, wie BEHAGHEL (Syntax II, 3) meinte, weil damit ein altes kontinentales *fak* *'Zeitraum' vorausgesetzt würde, das nicht erweislich ist. Es wird sich vielmehr um einen adverbialen Dativ Plural bzw. Singular von *vak* 'Fach' handeln. Aus der Bedeutung 'von Fach zu Fach' hätte sich die Vorstellung 'oft' entfaltet, etwa vergleichbar mit afrz. *a pan* 'ununterbrochen', das in südfrz. Mundarten an der Côte d'Or noch als *è pans* 'd'une manière continue'¹³⁸ erhalten ist. Fr. *pan* bedeutet hier dasselbe wie unser 'Fach', es entspricht dem nfrz. *pan de bois* „assemblage de charpente dont on remplit les vides de maçonnerie“.

Besonders deutlich ist die in Felder geteilte Fläche bei den verschiedenfarbigen *vachen* des ritterlichen Schildes sichtbar. *Die schilde wären geteilet in zwei vach oder ein schilt von drien vachen*, heißt es in mhd. Dichtung. Auch beim Ringpanzer, der Halsberge, sprach man von *vachen*: *er durhstach der schilde und der halsberge vach* liest man in Ulrich von Türheims Willehalm. Im Rolandslied des Pfaffen Konrad wird geschildert, wie ein heidnischer Angreifer dem Helden Olivier *von dem diebe ein vah der halsberge reißt* (5071). Warum spricht

¹³⁶ WRIGHT 2, 279: *faik* sb.².

¹³⁷ DWb. 4,1,1, 2059: *gefach*. HEINZERLING-REUTER 78; *RbWb.* 2, 226, 44.

¹³⁸ FEW 7, 556a: *pannus*.

der Dichter hier nicht vom *rinc*, wie an anderer Stelle? Ich vermute, weil er nicht einen einzelnen *stalarinc* (4893), sondern den einzelnen Ring als Teil eines Geflechts im Sinne hatte. Bei den *ringelohnten halspergen*¹³⁹ pflegten vier Eisenringe miteinander verkettet zu sein. Außerdem haben im Rolandslied die guten Panzerhemden Doppel- oder gar Dreifachmaschen (*ir brunigen waren drilibe* 4664), so daß der einzelne Stahlring vielfach mit den benachbarten verbunden ist. Deswegen stellte sich die 'Gefach'-Vorstellung ein. *Ring* ist das isolierte Teil, *vach* das nach allen Seiten mit andern verbundene Bauelement.

Diese Vorstellung wird auch der nordniederdeutschen und berleburgischen Kettengliedbezeichnung *Fack*/*Faok* bzw. *Gefach* zugrundeliegen. Sie bezeichnet das Glied als 'Teil', als 'Gefach' der ganzen Kette, ähnlich wie beim mittelalterlichen Ringpanzer. Ob die nd. 'Kettenglied'-Bedeutung mit jener waffentechnischen in einem direkten Zusammenhang steht oder unabhängig davon entstanden ist, darüber lassen sich, weil ältere Belege völlig fehlen, nur Vermutungen äußern. Ich möchte annehmen, daß es sich um eine jüngere, selbständige Bezeichnung handelt. Denn *vak* 'Abschnitt' war dem älteren Nd. vom Fachwerkhaus so vertraut, daß es leicht auf andere gegliederte Dinge übertragen werden konnte.

Lidd, Ledd, Liëd, Leed u. ä.

Dies Synonym, das unserm hd. Kettenglied entspricht, ist die verbreitetste westniederdeutsche Bezeichnung; es gilt im größten Teil des Südens und Westens. Die lautlichen Varianten erklären sich aus den lautgeographischen Besonderheiten in der Entwicklung alter kurzer Vokale in offener Tonsilbe und durch verschiedenartigen Ausgleich zwischen gedehnten und ungedehnten Formen des Paradigmas. Die Grundlage aller nd. Formen ist asächs. *lid* m. Nach Ausweis der übrigen germ. Sprachen, z. B. got. *lipus*, und des Fugenvokals in asächs. *lidnvastum*, *lidobendi*, *lidocosp* handelt es sich um einen alten *u*-Stamm, der jedoch im Altsächsischen, das diese Deklinationsklasse nur trümmerhaft bewahrt hat, die Pluralformen nach der *i*-Deklination bildet, während der einmal belegte Akk. Sing. *lid* (Hel. 1488) offenbar der Flexion der *a*-Klasse folgt.

¹³⁹ E. MASCHKE, ZfdPh. 51 (1926), 179.

Im 11./12. Jahrhundert differenzierte sich der Stammvokal der offenen Silben nach dem Gesetz der Tondehnung von dem *i* der geschlossenen Silbe, z. B. im Gen. Sing. mnd. *ledes* bzw. mwesf. *liēdes* gegenüber *lit*. Dieser Zustand ist im Weser-Ems-Raum und im Südostwestfälischen erhalten; dort hat der Nom. Sing. *Lidd* also das ursprüngliche kurze *i* bis zum heutigen Tage bewahrt. In den übrigen Gebieten ist der gesenkte und gedehnte bzw. diphthongierte Vokal der offenen Silben auf die Formen mit geschlossener Silbe übertragen worden. Solchen Analogiebildungen verdanken nicht nur südwestf. *Liēd*, *Lied* sowie *Glīēd*, *Glied* ihren Vokal, sondern auch das zwischen Braunschweig und Goslar sowie westlich von Hannover geltende *Leed*. Ja, auch die in Süd-Niedersachsen und Nordost-Westfalen so weit verbreitete Form *Ledd* setzt ein *Leed* mit tonlangem Stammvokal voraus, der aber sekundär wieder gekürzt wurde wie in manchen analogen Fällen, z. B. *Spell* 'Spiel', *Smedd* 'Schmied', *ketteln* 'kitzeln', *Schetter* 'Durchfall' (zu *Schitt* 'Schiß'). Die im Ostfälischen und Nordniederdeutschen verstreut begegnende Form *Lied* oder *Glied* ist hochdeutsch beeinflusst; südwestfäl. *Lied* kann dagegen mundartlich aus *Liēd* entstanden sein.

Germ. **lipu-* liegt vor in got. *lipus*, das stets griech. *mēlos* 'beweglicher Körperteil' wiedergibt. Aber Wulfilas Partikelkompositum *usliþa* 'gichtbrüchig' bedeutet eigentlich 'ohne Glieder', was hier naturgemäß nur 'Gelenke' sein können. Auch anord. *liðr* und ags. *lið* bedeuten sowohl 'Gelenk' als auch 'beweglicher Körperteil'. Das Mnl. und ältere Hochdeutsch kennen die Bedeutung 'articulus' nur noch resthaft, meist in der Ausdrucksweise *uten leden*, *uter lede* bzw. *aus dem glied* 'ausgerenkt' oder in Zusammensetzungen wie *lidwater*, *gheledwerf*, *-knoop* oder *Gliederwasser*, *-schwamm*, *-sucht*. Die asächs. und mnd. Überlieferung bietet, soweit in den Wörterbüchern verzeichnet, für *lið* bzw. *lit* nur noch die Bedeutung 'Körperteil'; in Schleswig-Holstein, Hadeln und Ostfriesland ist *Lidd* 'Gelenk' aber noch resthaft bekannt, am besten wieder in der Wendung *ut't Lidd* und in Komposita¹⁴⁰.

Daß von den beiden Bedeutungen 'Gelenk' die ursprünglichere ist, beweisen nicht nur anord. *liðr*, das außer 'Gelenk' und 'Glied'

¹⁴⁰ MENSING 3, 471. – TEUT 3, 45. – DOORNKAAT-KOOLMAN 2, 504.

auch 'Krümmung, Biegung, Bucht' bedeutet, sondern auch die nächsten Verwandten ahd. *lithliko* 'leniter' (Gl. 1, 48,5), ags. *lipig* 'biegsam, geschmeidig', anord. *lipugr* 'leicht beweglich, frei, ungehindert' und das entsprechende dt. *ledig*, dessen Bedeutungsentwicklung durch engl. *lepi* 'biegsam, lose, unbeschäftigt' beleuchtet wird, nisl. *lidka*, norw. *likea, leka* 'die Glieder bewegen', 'in den Fugen wackeln', anord. *liða* 'beugen', *liðask* 'sich ringeln (vom Haar)'. Wegen seiner Fähigkeit sich zu 'biegen' oder als 'Biegestelle' ist also das Gelenk von den Germanen **lipuz* genannt worden. Zumal im Deutschen hat das Wort seine Bedeutung immer mehr auf das Stück zwischen zwei Gelenken, dann auf bewegliche Körperteile und schließlich auf Körperteil überhaupt erweitert, so daß auch Augen, Nase, Ohren und Zähne Glieder genannt werden können.

Glied als Bezeichnung des 'Kettenringes' läßt sich im Hoch- und Niederdeutschen seit dem späten Mittelalter belegen¹⁴¹, als noch beide Körperteil-Bedeutungen des Wortes geläufig gewesen sein werden, so daß wir uns fragen müssen, ob die übertragene Anwendung im technischen Bereich von der Vorstellung des 'Gelenks' oder der 'Gliedermaßen' ausgegangen ist. Im Grimmschen Wörterbuch wird die letztere Ansicht vertreten: das Bild mehrerer beweglich miteinander verbundenen Gliedermaßen, vor allem der Fingerglieder, habe den Anlaß gegeben¹⁴². Wenn das zuträfe, müßte das Kettenglied nicht als einzelnes Element, sondern als Teil einer zusammenhängenden Reihe, eben als 'Glieder' des Ganzen gesehen sein. Als onomasiologische Parallele wird afrz. *membre* 'Kettenglied' angeführt, das neben das ältere Synonym *anneau* (lat. *annellus* 'Ring') trat und noch mundartlich erhalten ist (wallon. *mimbe*). Ähnlich führt das *Deutsche Wörterbuch* *Glied* in der Bedeutung 'Verwandtschaftsgrad' auf den Kollektivbegriff „Gesamtheit der von gleichen Eltern Geborenen“ zurück, damit also auf das Bild einer Reihe verbundener Gliedermaßen. Diese Ansicht läßt sich jedoch wegen der altgermanischen Bezeichnung der Verwandtschaftsgrade als *Knie*, d. h. 'Gelenke', wie wir sie bei Angelsachsen, in altnorwegischen und mittelniederdeutschen Gesetzestexten, ja,

¹⁴¹ DWb. 4,1,5,28.

¹⁴² DWb. 4,1,5,27 *Glied* VII.

als *genuculum* schon in den germanischen Volksrechten finden¹⁴³, schwerlich rechtfertigen. Denn die uralte Abzählung der Verwandtschaftsgrade nach den sieben Gelenken (*leden*) zwischen Kopf und Nagelglied des Mittelfingers spricht sehr dafür, daß mnd. *let* und anorw. *liðr* 'Verwandtschaftsgrad' ihre Bezeichnung dem Bilde eines menschlichen Körpergelenks verdanken.

Daß mnd. *lit* 'Kettenglied' ebenfalls die 'Gelenk'-Funktion ausdrücken sollte, halte ich deswegen für wahrscheinlich, weil das südwestdeutsch-rheinische Synonym *Gleich(e)*, das übrigens auch 'Türscharnier' und 'Dreschflügelband' bedeutet, mit Sicherheit auf die Grundbedeutung 'Gelenkfuge' zurückgeht. Das Benennungsmotiv war in diesem Fall offensichtlich das bewegliche Ineinandergreifen zweier Kettenringe. Später trat wie bei der Körperteil-Bedeutung die namengebende Vorstellung der beweglichen Verbindung hinter die des beweglich verbundenen Teils oder des zwischen zwei Gelenkknoten liegenden Stückes (*internodium*) zurück. Es liegt nahe, die gleiche Bedeutungsentwicklung auch bei *Glied* 'Kettenring' anzunehmen, zumal die Wahrscheinlichkeit, daß die Körperglieder, besonders die drei Fingerglieder, sich als Bild zur Bezeichnung der beweglich ineinanderhängenden Kettenglieder aufgedrängt hätten, nicht besonders groß sein dürfte. Übrigens geht auch der militärsprachliche Gebrauch von *Glied* 'Reihe nebeneinander befindlicher Soldaten', der sich seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts belegen läßt, schon wegen des singularischen Gebrauchs schwerlich auf das Bild der Kette zurück, wie man gemeint hat¹⁴⁴, sondern beruht vermutlich auf der Vorstellung von Gliedern als Teilen eines organischen Ganzen oder als dienender Organe des Hauptes, die ja neutestamentlichen Ursprungs ist.

Für die Auffassung, daß die *Glieder* der Kette nach ihrer Beweglichkeit benannt worden sind, spricht schließlich auch die Bedeutungsgeschichte des Synonyms

¹⁴³ J. GRIMM, *Deutsche Rechtsalterthümer* (1881), 468.

¹⁴⁴ Trübners *Deutsches Wörterbuch* 3, 198b.

Koot

Es begegnet auf unserer Wortkarte in zwei kleinen, geschlossenen Gebieten an der Elbe; eins umfaßt den nordöstlichen Teil des Landkreises Lüneburg zwischen Bleckede und der Görhde, das andere sitzt rittlings über der Niederelbe von Kehdingen bis etwa Glückstadt – Pinneberg – Wedel. Außerhalb dieser festumgrenzten Räume liegt nur das unter den „Seltenheiten und Mehrfachmeldungen“ für Basbeck, Land Hadeln (b 22,1), mitgeteilte *Kaudden*. Es spricht für die auch sonst vom Kartenbild her nahegelegte Vermutung, daß es sich um Relikte eines früher ausgedehnteren Wortgebiets, genauer: Bedeutungsgebiets handelt. Denn dasselbe Wort *Koot* ist als Bezeichnung des ‘Gelenkknochens’ am Pferde- und Kuhfuß, der ‘Fesselbeuge zwischen Fesselkopf und Huf’ oder in ähnlichen Bedeutungen noch vielen altertümlichen nd. Mundarten und als *Köte* auch in der hd. Fachsprache bekannt¹⁴⁵. Außerhalb des deutschen Sprachgebiets vereinigt auch das westfries. *keat* die Bedeutungen ‘Knöchel, Fesselgelenk’ und ‘Kettenglied’, ‘eiserne Schake oder Haken, womit der Schwengel an der Wagendeichsel befestigt wird’, während nl. *koot* nur ‘Gelenk, Knöchel, Sprungbein (Bickel)’ bedeutet.

Die Etymologie des Wortes ist durchsichtig. Das heutige nd. *Koot* f. weist zurück auf westgerm. **kaut-*. Die zweimalige Wiedergabe des mundartlichen Stammvokals durch *-au-* ist eine unbeholfene Schreibung des Diphthongs *-ou-*, der in Kehdingen und den benachbarten Landschaften die lautgesetzliche Entsprechung für germ. *ō* und *au* ist. Dazu stimmen auch das erwähnte westfries. *keat* sowie altostfries. *kāte* ‘Knöchel’, während nnl. *koot* nach Ausweis mehrerer niederländischer Mundarten wie das gleichbedeutende fläm. *keute* auf eine schwundstufige Ablautsform westgerm. **kut-* zurückgehn muß. Dehnstufe zeigt westf. *Küte* ‘Fesselgelenk des Pferdes’.

Die Grundbedeutung dieses Wortes läßt sich durch die weiteren etymologischen Verwandten aufhellen. Hierzu gehören mit Sicherheit schwundstufiges nd. *Katel*, nl. *keutel* m. ‘rundes Stück Kot (von Schafen, Ziegen, Mäusen usw.)’, schwed. dial. *kot* ‘knorriger Auswuchs am Baum’, mit *-tt-* schwed *kotte* ‘(Tannen)zapfen’, norw.

¹⁴⁵ DWb. 5, 1885: *Köte*.

kott 'Zwirnknäuel', weiter das dehnstufige norw. *kūt* m. 'Knoten in einem Gewächs', schwed. dial. *kūt* m. 'Buckel', alles Bedeutungen, denen die rundliche, gewölbte Form gemeinsam ist. Zu dieser Sippe gehören zweifellos auch westf. *Küte* 'Wade' und *Kiüt* 'Beutel; sackförmige Vertiefung' sowie nl. *kuit* 'Wade' und 'Laich', dazu mit Abtönungsstufe südnl. *kiet* 'Wade, Laich' und schott. dial. *kyte* 'Bauch'. Die Bedeutungen 'Wade' und 'Fischlaich' sind auch in russ. *ikrá* und lit. *ikras* vereinigt, und für Wörter mit der Doppelbedeutung 'Wade' und 'Rogen' bietet das Fenno-Ugrische Beispiele¹⁴⁶. An der Identität der nl. und westf. Wörter dieser Bedeutungen kann also kein Zweifel bestehn, aber das gemeinsame semantische Element ist offensichtlich nicht 'weiche Masse', wie N. VAN WIJK und nach ihm JAN DE VRIES angenommen haben¹⁴⁷, sondern 'gewölbte Masse', wie J. POKORNY 393 mit Recht ansetzt, indem er die ganze Sippe zur idg. Wurzel **gēu-* 'biegen, krümmen, wölben' stellt. Das Moment der 'Rundung' oder 'Krümmung' tritt auch in den Verbalableitungen deutlich hervor, z. B. schwed. *kuta* 'mit krummem Rücken sitzen oder gehn', norw. *kuta* 'konvexe Gefäße in konkave stellen, z. B. eine Schale in eine andere'. Daß 'Biege'-Wörter über 'gebogen, gewölbt' Bezeichnungen für 'rundlich vorstehende Organteile' oder 'Auswüchse' bilden, kommt oft vor; es sei nur erinnert an norw. *knik* 'Hüftwölbung', ostschwed. *knäiko* 'Auswuchs am Baum' (zu dt. *knicken*, *Knicks* usw.), schwed. dial. *vríd* 'knorriger Auswuchs am Baum' (zu schwed. *vrída* 'drehen, winden'), dt. *Hüfte* urspr. 'äußere Rundung über dem Hüftbein' (zu nl. *hop* 'Bucht').

Es wäre aber unwahrscheinlich, daß die erschlossene idg. Grundbedeutung 'biegen, krümmen' sich im Kontinental-Westgermanischen erhalten und zu 'Fesselgelenk' geführt hätte. Wir gehn vielmehr von dem im Germanischen so reich bezeugten Sinn 'vorgewölbter Organteil, Auswuchs' aus und leiten die aufs Nd. und Nl. beschränkte Bedeutung 'Fesselgelenk' usw. daraus ab. Diese semantische Entwicklung hätte eine Parallele in mnl. *cnocke(I)*, dt. *Knöchel* und *Knoten*, die zunächst die äußerlich sichtbaren Ver-

¹⁴⁶ VASMER, *Russ. etym. Wb.* 1, 477; FRAENKEL, *Lit. etym. Wb.* 1, 183.

¹⁴⁷ FRANCK-VAN WIJK, *Etymologisch Woordenboek der Nederlandsche Taal* 2(1929), 357: *kuit*. - JAN DE VRIES, *Nederlands etymologisch Woordenboek* (1963), 369f.: *kuit* 1.

dickungen an den Gelenkstellen, in der älteren Sprache sekundär aber auch das 'Gelenk' bzw. speziell die 'Köte' bezeichneten¹⁴⁸.

Während die nd. Mundarten das Wort *Koot* nur für Fesselgelenk bei Pferden oder Kühen gebrauchen, wendet es das Altfriesische auch auf menschliche Gelenke, vor allem Fingerknöchel, an. Das Friesische repräsentiert gewiß den bedeutungsgeschichtlich älteren Zustand. Jedenfalls läßt sich nur unter der Voraussetzung, daß mnd. *köte* bzw. *afries. kâte* ein sehr gebräuchliches und allgemeines 'Gelenk'-Wort war, die Übertragung auf das Kettenglied verstehen. Theoretisch bestünde auch die Möglichkeit, daß *Koot* 'Kettenglied' aus einer älteren Bedeutung *'Fesselring' hervorgegangen und wie dt. *Fessel* nach dem Fesselgelenk der Tiere (mnd. *köte*) benannt worden sei. Da aber diese Bedeutung nirgends bezeugt ist und da Altfriesische für die allgemeine Bedeutung 'Gelenk' spricht, muß die erste Erklärung, daß wie bei *Glied* die gelenkige Verbindung der Kettenringe das Benennungsmotiv war, wohl als die wahrscheinlichere gelten.

Glood, Kloos

Auf einem schmalen Grenzstreifen unseres Untersuchungsgebietes, zwischen der Eder und oberen Leine, gilt ein Synonym, das von den Ausfüllern unserer Fragebogen *Kloos*, *Gloos*, *Klaod* oder *Glood* geschrieben wird. Aus dem wortgeographischen Befund muß man annehmen, daß es sich um die Ausläufer eines hessischen Wortraums handelt. In der Tat verzeichnet VILMAR in seinem *Idiotikon von Kurhessen* 130 das Neutrum *Gloß* 'Kettenglied' als „allgemein üblich“. Auch für den Kreis Rotenburg (Fulda) ist es bezeugt¹⁴⁹, scheint aber außerhalb Nordhessens nicht mehr vorzukommen. Früher dürfte *Gloß* aber weiter verbreitet gewesen sein; jedenfalls haben es (nach VILMAR) der Braunschweiger JUST GEORG SCHOTTEL (1663) und nach ihm der Erfurter CASPAR VON STIELER (1691) in dieser Bedeutung gebucht. Die Schreibweise läßt erkennen, daß das Wort auch den Gebildeten des 17. Jahrhunderts schon undurchsichtig war. Die etymologisch richtige Schreibung wäre nämlich *Glaß* oder noch korrekter *Gelaß*. Das altlange *ā* wird in den mittel-

¹⁴⁸ VERDAM, *Mnl. Wdb.* 3, 1637: *cnocke* und *cnockel*; DWb. 5, 1500: *Knoten* II, 2a; 1453: *Knöchel* II, 2.

¹⁴⁹ FR. HOFMANN, *Niederhessisches Wörterbuch* (1926), 108.

deutschen Mundarten zu einem mehr oder weniger geschlossenen langen \bar{o} verdumpft, und der unbetonte Vokal der Vorsilbe *Ge-* ist vor dem mit *l-* anlautenden Grundwort verstummt. Die von unsern Gewährsleuten mitgeteilten Schreibungen auf *-d* stellen unverschobene nd. Formen dar; sie müßten also etymologisch richtig auf *-t* ausgehn. Das *-d* der Schreibungen *Glood*, *Klaod* beruht offensichtlich auf volksetymologischer Anknüpfung an das synonyme *Gled(d)*. Die Grundlage unsrer Mundartformen wäre also ahd. *gilāz* bzw. asächs. *gilāt*.

Wie schon VILMAR festgestellt hat, geht diese 'Kettenglied'-Bezeichnung zurück auf ahd. *gilāz* 'commisura, Verbindung, Zusammenfügung, Fuge', *gilāza* (Ntr. Plur.) 'conjunctura, Verbindung'¹⁵⁰, das auch im Kompositum *lidigilazza* 'compagines, artus', d. h. 'Gelenke, Glieder' vorkommt¹⁵¹. Die Bezeichnung bezieht sich demnach offensichtlich auf die bewegliche, gelenkartige Verbindung der Kettenringe. Das Benennungsmotiv ist also das gleiche wie bei dem Synonym *Glied*.

Gelaß ist eine Nominalbildung zu *lassen*, ahd. *lāzan*, asächs. *lātan*, got. *lētan* usf. Die heutige Bedeutung hat sich aus älterem 'ablassen, nachlassen' entwickelt, ähnlich wie frz. *laisser* aus *laxare* 'lockern, schlaff werden, nachlassen'. Nächstverwandt mit *lassen* sind in unsrer Sprache *lässig*, *letzt* und *letzten*, letzteres eigentlich 'hemmen, aufhalten, schädigen'. Wie der bedeutungsgeschichtliche Weg von 'nachlassen' zu 'Gelenk' verlaufen ist, läßt sich nur mutmaßen. Ich nehme an, daß sich aus 'nachlassend' zunächst die Bedeutung 'locker, bröcklig' gebildet hat, die faßbar ist in schweiz. *lāszen* 'locker werden, abbrechen' und *Geläss* 'Schichtung im Gestein, Spalt, Rinne'¹⁵²; es bezeichnet also eine Stelle, wo das Gestein leicht auseinanderfällt, spaltbar ist oder bricht. Daraus entsteht dann der im Ahd. erkennbare Begriff der 'Fuge', der unter dem zwiefachen Aspekt der 'Spalte' und der 'Verbindung' gesehen werden kann. Im Bairischen z. B. lebt die Bedeutung 'Spalte, Einschnitt' noch heute in *Geläß* 'Ritze, Spalt, Schlucht' fort, während das Englische die Vorstellung des 'Verbindenden' stärker aus-

¹⁵⁰ Ahd. Gl. 1,460,22; 1,462,37; 3,3,51.

¹⁵¹ Ahd. Gl. 2,333,44; 1,665,21.

¹⁵² Schweiz. *Idiotikon* 3, 1394: *lāszen* 1 a B 2; 1412f.: *Geläss*.

geprägt hat. Dem ahd. *calāz dero wego* 'exitus viarum' (Mt. 22, 9)¹⁵³, also eigentlich 'Zusammenfügung der Wege', entspricht das gleichbedeutende ags. *gelæte*, das als *leet* 'a meeting of the ways, a cross-way' bis um 1700 nachweisbar ist (OED). Dies ist jedoch nur ein möglicher Verlauf der Bedeutungsentwicklung. Daß es auch einen direkten Weg von 'nachgeben, nachlassen' zu 'gelenkig' geben kann, zeigt das bedeutungsähnliche lit. *liáuti* 'aufhören', wozu das Adj. *liaūnas* gehört, dessen Bedeutungen 'lässig, biegsam, gelenkig' sich aus der Grundbedeutung *'losgelassen' entwickelt haben¹⁵⁴. Die gleiche Entwicklung kann auch ahd. *gilāz* genommen haben. In diesem Fall müßten die 'Spalt'- und 'Verbindungs'-Bedeutungen über 'Gelenk' auf 'biegsame Stelle' zurückgeführt werden.

Es, Eske(n)

Diese Bezeichnung ist in einem größeren Gebiet an der Niederelbe (Kehdingen, Hadeln und weiter östlich) sowie als Diminutiv im mittleren Emsland gebräuchlich. Versteinerte Reste der alten nd. Verkleinerungsform liegen auch vereinzelt noch an der Niederelbe. Sie lauten *Esch* (aus *Eske*) und werden, da die lebendige Diminutivbildung in diesen nordnd. Mundarten erloschen ist, von den Mundartsprechern nicht mehr als Verkleinerungen erkannt. Irgendein wortgeographischer Zusammenhang besteht zwischen den beiden Verbreitungsgebieten sicher nicht; denn es handelt sich bei dieser Bezeichnung gewiß um den Namen des Buchstabens S, die in Landschaften, wo früher S-förmig geschmiedete Kettenglieder üblich waren, unabhängig voneinander entstehen konnte. So bucht Kück *Es* und *Esfack* 'Kettenglied' auch für den Kreis Winsen, wo es heute nicht mehr gebräuchlich zu sein scheint.

Sonstige Bezeichnungen

An der Niederelbe, im Emsland und in der Niedergrafschaft Bentheim findet sich verstreut *Oog*' und *Öög*' für das 'Kettenglied'. Mit *Oog*' 'Auge' wird in nd. Mundarten wegen der runden Form vielfach eine 'Öse' oder 'Schluppe' bezeichnet, z. B. die Lederschleufe am Dreschflegel oder die Schluppe an Kleidungsstücken zum Auf-

¹⁵³ *Monsee-Wiener Fragmente*, ed. HENCH, XV, 12.

¹⁵⁴ FRAENKEL 1, 362 b: *liáuti(s)*.

hängen, auch wohl ein Öhr am Tau oder gar Loch im Mühlstein (KüCK). Entsprechend nennt der Niederländer das, was wir als 'Haken und Ösen' bezeichnen, *haken en ogen*. Die umgelautete Form *Öög*, von TEUT für Hadeln als die normale gebucht¹⁶⁵, könnte den Umlaut aus der früher häufiger gebrauchten Diminutivform *Öögschen* bezogen haben, wahrscheinlicher aber ist m.E. eine Analogiebildung nach dem bedeutungsähnlichen *Öör* 'Öhr', also gemäß der Proportion *Oor: Öör = Oog: Öög*.

Nördlich der Weser-Aller-Linie und einmal im Emsland begegnet, ebenfalls in unzusammenhängenden Einzelbelegen, das Synonym *Öös(e)*. Im Umkreis von Hamburg lautet es *Öösch*, ein erstarrtes nd. Diminutivum (**Öseke*), dessen Bodenständigkeit schon daraus hervorgeht, daß es trotz des Diminutivsuffixes das weibliche Geschlecht des Grundworts beibehalten hat¹⁶⁶, wie in andern alten nd. Diminutiven aus asächs. *-ke*, die nicht wie hd. *-chen* durch *-in* erweitert sind¹⁶⁷. Im übrigen ist auch das hd. *Öse* bekanntlich ein ursprünglich nd. Wort, entstanden aus germ. **ansjö* (vgl. anord. *ær* 'Schnürloch'); die Entwicklung eines *o*-haltigen Nasalvokals in der Lautfolge *ans-* und schließlich der vollständige Verlust der Nasalierung waren nur im engeren nordseegermanischen Bereich möglich, nicht im Hd.

Die semantische Seite dieser Wörter bedarf keiner weiteren Erörterung. *Oog* und *Öös(ch)* bezeichneten mancherlei ringförmige Schleifen und Schlaufen, u. a. zur Verbindung der beiden Hölzer des Dreschflegels, so daß die Übertragung auf die gestalt- und funktionsähnlichen Kettenringe nahelag.

Das verstreut, vor allem aus Schleswig-Holstein, gemeldete *Ring*, *Rink* bezieht sich natürlich wie das gleichbedeutende hd. *Kettenring* und frz. *anneau* (lat. *anellus*) auf die rundliche Form des Gliedes.

Das Synonym *Stück* endlich, aus der Umgegend von Essen, Braunschweig und von Föhr bezeugt, ist eine junge, farblose Bezeichnung, die aus der Vorstellung des Einzelteils entstanden ist.

¹⁶⁵ TEUT 3, 250.

¹⁶⁶ KÜCK 2, 500 *Öösch*, f.; vgl. auch das aus dem mnd. *öseke* entlehnte schwed. *byska* f.

¹⁶⁷ Darüber grundlegend D. HOFMANN, *Die k-Diminutiva im Nordfriesischen und in verwandten Sprachen* (1961), 61 ff.

III. Wortgeographie

Unsere Wortkarte, die den Zustand um 1950 spiegelt, läßt bis zu einem gewissen Grade Aussagen über die Entstehung des wortgeographischen Kartenbildes und damit über die Geschichte der 'Kettenglied'-Bezeichnungen in Nordwest-Deutschland zu. Zu den ältesten Benennungen wird man wegen ihrer Wiederkehr im Ags. das Wort *Lenk* zählen dürfen. Es hat sich im größten Teil Holsteins und des südlichen Schleswig erhalten. Nordelbien erweist sich in diesem Fall also als ein Reliktgebiet, das vermutlich im Mittelalter weiter südwärts reichte. Viele vereinzelte *Gelenk*-Belege im ganzen Raum östlich der Weser und der Beginn eines geschlossenen *Gelenk(e)*-Gebietes südöstlich einer Linie Braunschweig-Duderstadt deuten darauf hin, daß ehemals im ganzen ostfälisch-nordnd. Raum diese 'Kettenglied'-Bezeichnung üblich gewesen ist. Auch der Anhalter BALDUIN TROCHUS bucht sie 1517 in seinem lat.-dt. Wörterbuch¹⁵⁸. Gegen die theoretisch durchaus gegebene Möglichkeit junger Bildungen ließe sich aus wortgeographischer Sicht einwenden, daß dann auch westlich der Weser diese Bezeichnung auftauchen sollte, was aber (von einem vereinzelt Beleg am Jadebusen abgesehen) nicht der Fall ist. Sollte die von der Wortgeographie nahegelegte Vermutung durch historische Belege gestützt werden, so könnten wir ein altes (*ge*)*lenk(e)*-Gebiet rekonstruieren, das Ostfalen und Nordniederdeutschland umfaßt hätte, nicht jedoch Westfalen.

Diese alte Bezeichnung wäre dann von Südosten her durch das neuere Synonym *Fack* zurückgedrängt worden. Da dessen Verbreitungsgebiet rittlings über der Elbe liegt und bis Lübeck reicht, könnte man vermuten, daß *Fack*, wie so manche lexikalische Neuerung, aus dem ostelbischen Kolonialgebiet nach Westen vorgezogen sei. Die mecklenburgischen Verhältnisse sprechen jedoch gegen eine solche Annahme; dort ist es nämlich, wie man aus dem Fehlen im Mecklenburgischen Wörterbuch schließen muß, praktisch unbekannt. Aus dem Kartenbild läßt sich (vor allem wegen des Zipfels am Steinhuder Meer) eine ehemals weiter nach Süden

¹⁵⁸ K. VON BAHDER, *Zur Wortwahl in der frühneuhochdeutschen Schriftsprache* (1925), 87.

reichende Verbreitung dieses Wortes erschließen. Einen wortgeographischen Zusammenhang mit dem berleburgischen *Gefach*-Vorkommen anzunehmen, ist aber weder nötig noch wahrscheinlich. Die Bezeichnung konnte in verschiedenen Landschaften unabhängig voneinander entstehen.

Die beiden *Koot*-Gebiete an der Elbe machen einen relikthaften Eindruck. Die Annahme, daß sie Überbleibsel eines früher zusammenhängenden Wortraums sind, liegt nahe, aber uns fehlt bisher jeglicher historische Beweis dafür. Der bezeichnungsgeschichtliche Gleichlauf mit westfries. *keat* dürfte zufällig, also wortgeographisch irrelevant sein.

Alle älteren Synonyme werden gegenwärtig durch das vom Hd. gestützte *Lidd* | *Ledd* | *Liëd* usf. zurückgedrängt. Westlich der Weser herrscht es, von einigen Grenzstrichen abgesehen, unbestritten. Hier scheint es auch alt zu sein; jedenfalls lassen sich aus dem Kartenbild keine Anhaltspunkte für die Verdrängung älterer Synonyme gewinnen. Anders östlich der Weser, wo *Ledd* vermutlich älteres *Gelenke* und *Fack* weitgehend verdrängt haben wird. Besonders lehrreich ist das Vorkommen von *Lidd* im nördlichen Teil Schleswigs. Hier hat das Niederdeutsche erst in den letzten Jahrhunderten das Dänische verdrängt, und bemerkenswerterweise weicht der Wortschatz in diesem jungen Eroberungsgebiet oftmals von dem holsteinischen ab. Beim Übergang zum Niederdeutschen, der von den Städten ausging, übernahm man nicht den in der Regel altertümlicheren bäuerlichen Wortschatz Holsteins, sondern den modernen des damaligen nd. Bürgertums, der vielfach der sich herausbildenden hd. Gemeinsprache näherstand. Auch *Lidd* muß damals als das modernere, weniger mundartlich gefärbte Wort gegolten haben. Hinzu kommt, daß holstein. *Lenk(en)* mit dem gleichbedeutenden jütischen *lænke* übereinstimmte, so daß man es für undeutsch gehalten haben mag. Daß aber auch das Hochdeutsche schon eingewirkt hat, zeigen die gerade aus dem jüngst verdeutschten Gebiet um Flensburg gemeldeten hd. beeinflussten Formen *Glied* und *Glitt*.

An den Rändern verzahnt sich unser Untersuchungsgebiet vielfach mit benachbarten Wortlandschaften. Die bentheimsche *Schalm*-Ecke ist natürlich nur die Fortsetzung des ostnl. Gebietes, das

H. ENTJES kürzlich kartiert hat¹⁵⁹. Auf der entgegengesetzten Seite ragt der Zipfel einer altmärkischen *Schall(n)*-Fläche in die östlichen Kreise des Regierungsbezirks Lüneburg hinein. Obwohl das Wort *Schalm* an sich durchaus im Nd. bodenständig ist, wie wir gesehen haben, dürfte die altmärkische Bedeutung 'Kettenglied' doch nicht ohne Einfluß der nl. Besiedler des 12. Jahrhunderts entstanden sein, wie HERMANN TEUCHERT wahrscheinlich gemacht hat.

Das westmünsterländische *Schakel* ist sicher erst durch Einfluß des gleichlautenden nl. Wortes zur gängigen Bezeichnung des 'Kettengliedes' geworden; aber das östlichere *Schaken* könnte gut ein altes heimisches Wort sein wie das weiterverbreitete nautische und ostnd. *Schake* 'Kettenglied, Krampe', das schwerlich nl. Ursprungs ist, wie meist angenommen wird¹⁶⁰, sondern nur als nl. Bedeutungslehnwort gelten kann. Aus wortgeographischer Sicht liegt es allerdings näher, das westmünsterländische *Schaken* wortgeschichtlich nicht von *Schakel* zu trennen, sondern ersteres als eine Rückbildung zu der als Diminutiv aufgefaßten *-el*-Bildung anzusehen. Da z.B. *Rätel* 'Honigwabe' neben *Räte* und *Spräl* 'Star' neben *Sprân* stand, könnte man aus *Schakel* auch ein *Schake(n)* abstrahiert haben.

Das im Ruhrgebiet geltende *Maosche*, *Maoske* ist der Ausläufer eines größeren ripuarischen Wortraums, dessen Grenzen auf einer Wortkarte des *Rheinischen Wörterbuchs* (7, 830) gut zu erkennen sind.

Im äußersten Süden unserer Wortkarte, um Fritzlar, Kassel, Witzenhausen, verzahnt sich der *Gloos* | *Kloos* | *Klood*-Streifen schließlich mit dem speziell hessischen Bezeichnungstypus *Gloos* < *Gelaß*, der aus wortgeschichtlichen Gründen von recht hohem Alter sein muß.

¹⁵⁹ H. ENTJES, *Schakel van een ketting en de Niederdeutsche Wortatlas*, in: *Taal en Tongval* 14 (1962), 150-166.

¹⁶⁰ TEUCHERT, *Sprachreste* 244f.; K. BISCHOFF, *ZfMaf.* 14 (1938), 212ff.; G. KETTMANN, *Die Sprache der Elbschiffer* 1 (1959), 256.

Zur Wortkarte : Seltenheiten und Mehrfachmeldungen

- | | | |
|---|-------------------------------|-----------------------------------|
| N | 21,1 Lej | 25,2 Fagg, Schökel |
| O | 23,1 Chlitt | 25,3 Lierden |
| | 23,2 Lenk, Lidd | 25,4 Fack, Keenäusch |
| | 24,1 Chlitt | e |
| P | 16,1 Keedleenk | 19,1 Käenglee |
| | 17,1 Laß | 22,1 Käernglir |
| | 23,1 Chlid | 30,1 Kädenglied, Kädenfak |
| | 24,1 Chlid | 30,2 Kettenoog, Kettenös |
| | 24,2 Lechum | g |
| Q | 20,1 Litt, Glied | 22,1 Kägenäch |
| S | 21,1 Oog, Glied | 23,1 Keenleer |
| T | 27,1 Lünk | 24,1 Lott |
| | 32,1 Lünk | 30,1 Ker |
| U | 20,1 Schökel | h |
| | 22,1 Schok | 13,1 Litt, Lee |
| V | 21,1 de Keed | 16,1 Lä |
| | 23,1 Lütt | 22,1 Fatt |
| | 25,1 Gelenk, Oesch | 25,1 Schack |
| W | 25,1 Liet, Leet | 32,1 Scharr |
| | 27,1 Lidd, Schak | i |
| Y | 25,1 Oor | 10,1 Esse |
| | 26,1 Klink, Gelenk | 33,1 Kädenschell |
| Z | 26,1 Gelenk, Kädenglied | l |
| a | 20,1 Äs | 15,1 Lit, Lär |
| | 22,1 Kauten | 24,1 Keenfouk |
| | 23,1 Li(d) | 26,1 Gleäd |
| | 29,1 Ohr | 32,1 Schull |
| b | 19,1 Keelid, Eß, Ög | 34,1 Schal |
| | 22,1 Esch, Kaudden | m |
| | 23,1 Konuss | 11,1 Niete |
| | 26,1 Gelenk, Kettenschok | 21,1 Gleed, Glied |
| | 28,1 Käd | 23,1 Käenglied, Käenfach |
| c | 19,1 Äsch | 29,1 Lett, Läh |
| | 23,1 Kauten | 31,1 Scham |
| | 25,1 Gleid, Glitt | 32,1 Schärm |
| | 25,2 Schork | 34,1 Schaam |
| | 28,1 Kedenback | 34,2 Schalt |
| d | 15,1 Lierden, Litt | n |
| | 17,1 Lä, Läd | 12,1 Schlitt |
| | 20,1 Lis | o |
| | 22,1 Litt, Ess | 11,1 Esket |
| | 25,1 Glied, Notschötel | 19,1 Körnlet, Körnlär |
| | (Glied bei zerrissener Kette) | 19,2 Lee |
| | | 31,1 Latt |
| | | p |
| | | 26,1 Lött |
| | | 32,1 Leed, Schäll |
| | | r |
| | | 26,1 Änne von de Kän |
| | | s |
| | | 13,1 Lid |
| | | 22,1 Ledd, -tt, Led, Kie 'englied |
| | | 30,1 Lött |

t	12,1 Led, Glied 13,1 Kiennied 14,1 Kiänlätt 22,1 Let, Ledel 23,1 Lette 25,1 Glied, Let 25,2 Kettenleff 27,1 Glied, Led	C'	12,1 Liärtt, Glitt, Glierd 22,1 Kiedenhund 27,1 Kejenchliet, Led
u	13,1 Glied, Let 27,1 Kettenglöid	D'	12,1 Liart 24,1 Chlid 26,1 Chelenke
v	8,1 Kättschall 18,1 Keddengluid 24,1 Kettennoisen 25,1 Kettenleff	E'	11,1 Öhr(Notglied:Klemmosche) 13,1 Liord 14,1 Loid 15,1 Loit, Liät 16,1 Gluid 23,1 Glöder
w	17,1 Chlett 17,2 Kirtenschlit, Lett 19,1 Kien-chlett 24,1 Öhr, Lett 26,1 Glied, Leit 26,2 Lie	F'	12,1 Moschen 15,1 Läed 18,1 Kiigenloit 19,1 Kädenglit, Lit
x	8,1 Ledde 9,1 Litt, Lid, Ledde 17,1 Läth 22,1 Let, Glied 25,1 Ring, frh. Krink	G'	17,1 Kiegenloyd 20,1 Klot, Klett
y	7,1 Schabel 10,1 Liett, Lett 15,1 Lett, Glied 18,1 Glied, Lid 20,1 Jlied 27,1 Glee	H'	12,1 Nothaken 17,1 Lijet 18,1 Glett, Lett 18,2 Gefaoch
z	11,1 Glied, Liet 12,1 Leer, Liäd 21,1 Load, Glied	I'	14,1 Liëds 17,1 Kerreklied
A'	17,1 Gluid 29,1 Jelett 29,2 Gelenk, Gelett	K'	14,1 Geläd 14,2 Schachtel 14,3 Geläd 15,1 Gléd 16,1 Glärt, Kerreglead, Zubäuge
B'	11,1 Maus, Lid 25,1 Chlieder	L'	14,1 Klett 15,1 Glöd 15,2 Gleadd 15,3 Kearregleadd 15,4 Glead 16,1 Gleäd 17,1 Gleäd
		M'	15,1 Kerreglead 15,2 e' Gleadd
		N'	15,1 Glearer (Pl.)

Zwei Etymologien: Fitze und Klops

Fitze

Das hochdeutsche *Fitze* 'Gebinde Garn', ahd. *fizza* 'eine beim Haspeln abgeteilte und für sich verbundene Anzahl Fäden' ist früh ins Niederdeutsche und südöstliche Niederländische entlehnt worden, vgl. wfäl. *Fitse* 'Stock, Rute; Faden um das Bind Garn, Schnur, Strähne', nordnd. *Fisse* (*ss* aus *ts*) 'ein abgetheiltes Bind gehaspelten Garns von einer gewissen Anzahl Fäden; dergleichen zehn auf ein Stück gehn; eine Falte'¹, nl. *vitse* 'gespaltener dünner Zweig zum Flechten, Fadenbündel'. Im Westen haben sich aber auch bodenständige unverschobene Formen erhalten: wfäl. *Fiëte*, nl. *veet* 'Haarsträhne, Bind Garn'.

Über die Herkunft dieses Wortes besteht noch keine Einmütigkeit. Ausgehend von anord. *fit* 'Schwimmhaut der Vögel', stellte SOPHUS BUGGE es 1879 zu griech. *péza* (**pedja*) 'Fuß, Rand, Saum' und damit zu unserm (*Fuß*)*fessel* und *Fuß*. Diese Ansicht, die FRIEDRICH KLUGE nie akzeptiert hat, aber von ALFRED GÖTZE 1934 bedenkenlos in das Klugesche etymologische Wörterbuch aufgenommen wurde, kann schwerlich richtig sein, weil die Bedeutung 'Schwimmhaut' und damit die semantische Verknüpfung mit 'Fuß' nicht ursprünglich sein dürfte. Denn zu Unrecht trennen A. JÓHANNESON, JAN DE VRIES und HANS KUHN² jenes *fit* 'Schwimmhaut' von dem gleichlautenden anord. *fit* 'nasses Land an einem Wasserlauf, Strandstreifen'. Es steht nichts im Wege, beide Wörter für etymologisch identisch zu halten und auf eine Grundbedeutung 'Streifen' zurückzuführen. Das vom Substantiv abgeleitete anord. Verb *fitja*, norw. schwed. *fitja*, dän. *fedde* 'zusammenbinden, flechten' weist uns den semantischen Weg zur hessischen *Fitzgerte* 'aus Buchen, Haseln oder Hainbuchen entnommene meist gespaltene Gerte, welche zum Einflechten in die Schalhälzer dient' (VILMAR 103). Hier fassen wir eine sehr alte Bedeutung, aus der die anord. 'niedriges Gelände am Wasser', adän. *fid* 'Küstenstreifen'³ ebenso abzuleiten ist wie unser *Strand* aus engl. *strand* 'Ducht, Strähne eines Taues'. Auch die uns vom Hochdeutschen her ge-

¹ *Bremisch-Nieders. Wb.* 1, 398.

² A. JÓHANNESON, *Isländisches etym. Wb.* 434. 541. – JAN DE VRIES, *Alt nord. etym. Wb.* 122. – HANS KUHN, *ZfMaf.* 28,5.

³ O. KALKAR, *Ordbog til det ældre danske sprog* 1, 533.

läufige Bedeutung 'Gebinde Garn' dürfte sich aus 'Ducht, Flechtsträhne, gespaltene Flechtgerte' entwickelt haben, ganz analog wie norw. *tått, tot* 'Gebinde Flachs' aus anord. *þáttr*, nd. *Ducht* 'Kardeel eines Taues' (etymologisch mit hd. *Docht* identisch).

Aus der Bedeutung 'Flechtsträhne' ergab sich auch der Sinn des asächs. *vittea*. ags. *fit* 'Lese-, Dichtungsabschnitt', wiederum vergleichbar mit anord. *þáttr*, das außer 'Ducht' auch 'Abschnitt eines (Gesetz)buches' bedeutet, wie schon KARL MÜLLENHOFF⁴ 1873 ausgeführt hat.

Schließlich läßt sich auch die in mnl. *vitten* und nengl. *to fit* so reich entfaltete Bedeutung des 'Passens' aus den beiden Hälften der gespaltenen Fitzgerte erklären, ähnlich wie in norw. *strind* 'Streifen, langes abgespaltenes Stück; eine Seite oder ein Halbtteil, wie z. B. eine Hälfte eines gespaltenen Fisches' (AASEN 761), das natürlich zu *Strand*, engl. *strand* 'Ducht' im Ablaut steht. Im engl. Substantiv *fit* hat sich die Bedeutung vom 'genau entsprechenden und passenden Gegenstück' auch zu 'Widerpart' (an adversary of equal power, one's 'match')⁵ und endlich selbst zu 'Kampf, Anfall' entfaltet.

Über die weitere etymologische Verwandtschaft unseres Wortes mit *Faß* und *fassen* hat JOST TRIER, *ZfdPh.* 70 (1949), 354 gehandelt.

Klops

Unter *Klops* oder genauer *Königsberger Klops* versteht man in Norddeutschland bekanntlich jene meist gebratenen Klöße aus gehacktem Fleisch, die nach KRETSCHMERS *Wortgeographie* S. 158 auch *Deutsches Beefsteak*, *Frikadellen*, in Berlin *Buletten*, in Schlesien *Karbonade* und in Österreich *Fleischläiberl* genannt werden. Über die Herkunft der hauptsächlich nordostdeutschen Bezeichnung *Klops* herrscht noch Unklarheit. In FRIEDRICH KLUGES *Etymologischem Wörterbuch der deutschen Sprache* wurde es in den ersten Auflagen als eine Kurzform von *Klopffleisch* erklärt, in den letzten heißt es nach einem Gedanken HERMANN PAULS etwas genauer: „Der Name gehört zu *klopfen* in nd. Form: *ps* steht für *pps*, urspr. *-ppes*“. Die *Duden-Etymologie* (1963) vergleicht die Bildungsweise mit *Knicks* und *Klecks*.

⁴ *ZfdA.* 16, 142f.

⁵ Oxford Engl. Dict.: *fit* sb. 3.

Diese Erklärung kann indessen nur den Wert einer (allerdings naheliegenden) Volksetymologie haben, die erst aufkommen konnte, nachdem der wahre Ursprung, der in Ostpreußen vor 200 Jahren noch bekannt war, in Vergessenheit geraten oder jedenfalls nicht mehr ernst genommen wurde (vgl. HIRT-WEIGAND, *Deutsches Wörterbuch: Klops*). JOHANN GEORGE BOCK, der *Klops* 1759 in seinem *Idioticon Prussicum* buchte, stellte es nämlich richtig zu schwed. *kalops* und engl. *collop*. Das schwedische Wort bezeichnet ein Gericht aus geklopften Fleischstücken, die gesalzen und gepfeffert, in Mehl gewälzt und in Fett gebräunt werden. Früher verstand man unter *kalops* auch Gerichte aus gehacktem oder geschabtem, meist zu Ballen oder „Kotelets“ geformtem Rind- oder Kalbfleisch, auch aus Fisch in ähnlicher Zubereitung und Geschmacksrichtung (SAOB, Band K 192). Das schwedische Wort ist seinerseits wie das verballhornte norwegische *kolpūs* 'Mürbebraten', das vor allem im Westland bekannt zu sein scheint (Ross, *Norsk Ordbog* 417), aus dem pluralisch gebrauchten engl. *collop* '(gebratene) Fleischscheibe' entlehnt, das seit dem 14. Jh. als *collop(pe)*, *colhoppe* bezeugt, aber unsicheren Ursprungs ist.

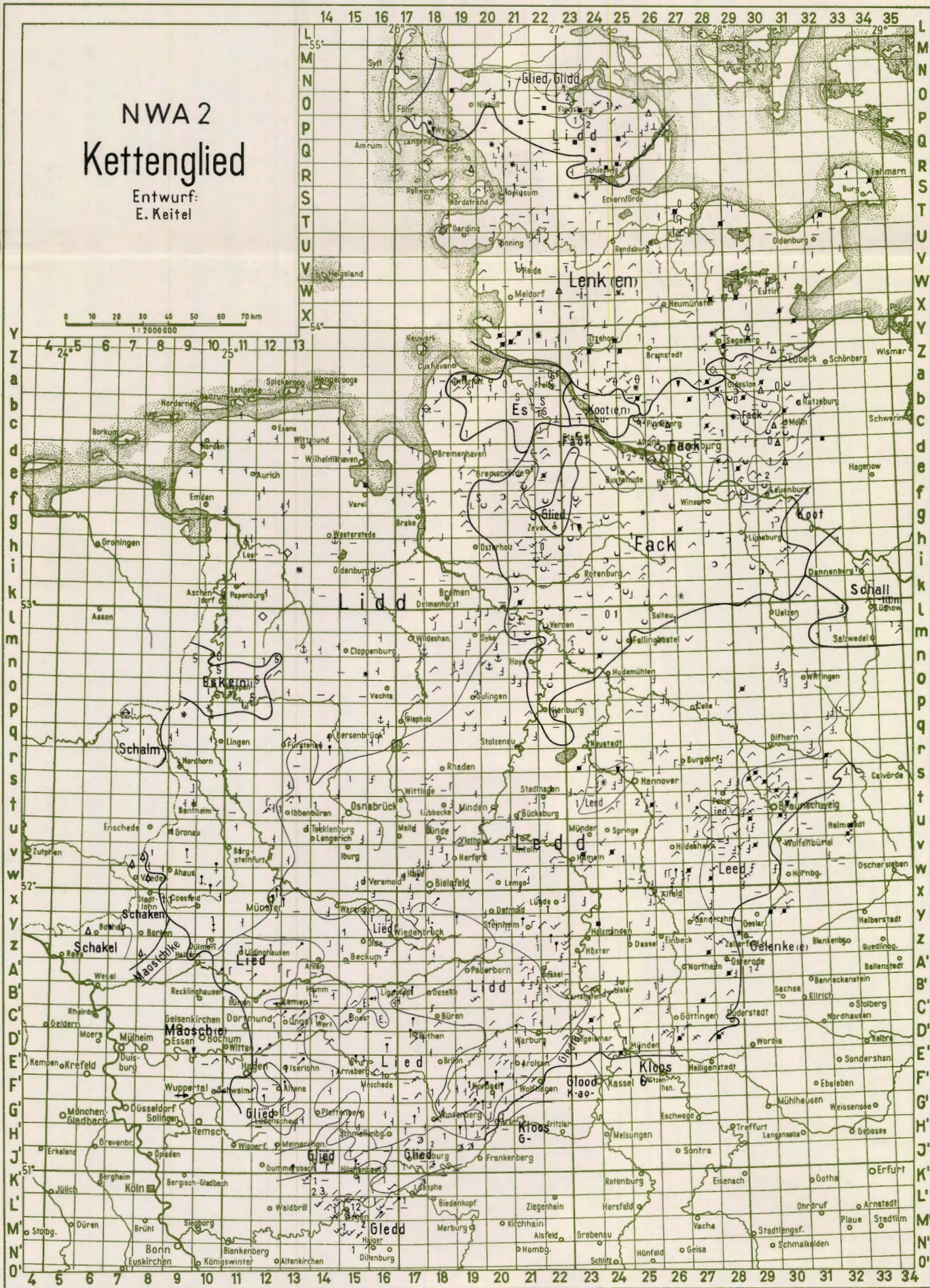
Klops gehört also offensichtlich zu jenen schwedischen Wörtern, die zur Zeit der schwedischen Großmachtzeit in die pommerschen und besonders baltendeutschen Mundarten eingedrungen sind wie z. B. auch pomm. *Linjongs* 'Preißelbeeren' und die früheren baltendeutschen Wörter *Brustacker* 'ständig kultiviertes Ackerland, im Gegensatz zum Buschland, das nur von Zeit zu Zeit besät wurde', *Burk* 'zylinderförmige gläserne Büchse', *Knackerbre* 'Knäckebröt', *Lotte* 'Schlag oder Zelge des Brustackers' und *Wadmal* 'grobes Bauertuch', die ich dem *Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Ebstland* von AUGUST WILHELM HUPEL (Riga 1795) entnehme. Sehr wahrscheinlich ist *Klops* also durch baltendeutsche Vermittlung in Ostpreußen bekannt geworden, wo es zuerst in einem Hochzeitsgedicht aus der ersten Hälfte des 18. Jhs bezeugt ist⁶. Von hier aus hat es sich über Norddeutschland verbreitet, während das pommersche *Kloppe* 'Klopffleisch', das DÄHNERT 1781 fürs Vorpommersche bezeugt, nicht einmal im benachbarten Mecklenburg Spuren hinterlassen hat.

W. F.

⁶ H. FRISCHBIER, *Preußisches Wörterbuch* 1 (1882), 381.

NWA 2 Kettenglied

Entwurf:
E. Keitel



Kettenglied

2

— Fehlmeldung

S A(ä)ske(n)

S Esch

⊙ Fack, Foch

⊙ G(e)fach

C Fack, Fagg(en), Fock, Foggren

⊙ Fak(n) Fag(n), Fok, Fog

l Lidd, -dt, Litt

l Lid, Lit

l Lied, Liad, Lierd, Liä(r)d
(bzw. jew. -t-dt, -tt), Lird

l Lier, Lir

l Lied, Liet

l Leid, -t, Laid, -t

f Leid, -t, Laid, -t

E Luid, Luit

J Ledd, -dt, -tt, Lätt

J Led, -t, Läd, -t

l Leed, Leef

⊙ Läe, Läi, Lär, Ler

✓ Glidd, -dt, Glitt

✓ Glid, Glit

✓ Glied, Gliäd, Glierd, Gliärd
(bzw. jew. -t, -dt, -dd, -tt), Glird

✓ Glied, Gliet

✓ Chlied, Chliet

✓ Gleid, -t, Glaid, -t

✓ Gleid, -t, Glaid

✓ Gloid, Gloyd, Gleud

✓ Gled, -dt, Glett, Glätt

✓ Gled, -t, Gläd

✓ Gleed

■ Lenk(e,n), Leng, Länk, -g(e,n), Ling, -k(e,n)

■ G(e)lenk(e,n), Gelänk(e), Gelink(e)

■ Jelenk(e), Jelänke

→ Maschel, Moschel

→ Maos(ch)ke, Moas(ch)ke, Morske,

Mooske, Maßke, Maßke, Moschke(n)

◇ Oog(e), Oug, -ch, Aug

◇ Üch, Üing(tre), Üaig

o Üs(e,n)

⊕ Üsch(e,n)

* Ring, Rink

△ Schak(e,n)

▲ Schakel

▼ Stück, Stick

(neben der Bezeichnung): Benennung kommt
gemeinsam mit Raumform am gleichen Ort vor.

1,2,3,4 Seltenheiten u. Mehrfachmeldungen

Zur Beachtung:

Folgende Raumformen stehen zugleich

für ihre Varianten:

Fack: Faok(en), Foak, Fäk(en), Faak(e), Fook, Fook

Maosch(e): Maosch(e), Moasch(e), Moosch(e),

Morrisch(e), Muosche